

1876.
Neue Monatshefte
für
Dichtkunst und Kritik.
Herausgegeben
von
Oscar Blumenthal.
III. Band. Heft 5.
Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1876.

Inhalt.

Die „Neuen Monatshefte" erscheinen regelmäßig am Ende jedes Monats im Umfang von mindestens 6 Bogen Lex. eleg. geh.

Der Jahrgang besteht aus 2 Bänden zu je 6 Heften.

Preis pro Band 6 Mark; pro Quartal 3 Mark; pro Heft 1 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Maler Schönbart.

Eine Novelle

von **August Becker.**

(Schluß.)

V.

Es regnete. In den Gossen rauschte, in der Dachrinne trommelte es von Millionen niederschlagender Tropfen, als ich aufwachte. Der bereits vorgerückte Tag sah in nebelgrauem Zwielicht durch die weißen Fenstergardinen mir in's verdrießliche Gesicht. Wer je durch schlechtes Wetter auf längere Zeit in eine kleine Stadt gebannt wurde, die er nur als Absteigequartier für seinen Besuch der Umgebung betrachtet hatte, mag meine Mißlaunigkeit annähernd nachempfinden können. Vielleicht war ich wochenlang in das enge Nest gefesselt, ohne nur den Fuß vor die Thore setzen zu können. Und womit sollte ich meine Ungeduld bezähmen, die Zeit todtschlagen? Zu lesen gibt's gewöhnlich Nichts als das jämmerliche Zeug der Unterhaltungsblätter für Haus und Familie. Mit den Menschen aber ist wenig zu reden. Wie will man immer den richtigen Ton treffen, der nicht störend in ihre Gewohnheiten und Anschauungen klingt!

Und doch noch lieber einige Wochen in so kleinem Neste zubringen, wo die patriarchalische Gemüthlichkeit wenigstens keine Forderungen stellt, als jahrelang in einer deutschen Mittelstadt, wo man sich immer zurückschrauben muß, um in die Stimmung zu kommen, die dem täglich dort aufgezogenen Leierkasten entspricht; wo man stets im Voraus weiß, was man hören wird und wo Alle die glückliche Einbildung beseelt, daß ihre Drehorgel die schönste Musik sei, ihre Stadtuhr allein richtig gehe, ihr vernagelter Horizont die Welt umfasse. Ich durfte mich also gewissermaßen noch glücklich schätzen, nach Lippenwalde verschlagen worden zu sein, wo man auch mit dem besten Willen nicht den Anspruch erheben konnte, im Mittelpunkt des Weltgetriebes zu stehen.

Vor Allem schrieb ich nach der Hauptstadt wegen meiner Koffer und Malergeräthschaften. Dann brachte man mir das Fremdenbuch, und ich zeichnete meinen Namen ein. Als ich das Gastzimmer betrat, war in einem Verschlage desselben schon mein Frühstück hergerichtet, und die Tochter des Hauses brachte selbst den Kaffee, — ein hübsches Mädchen mit heiterer, offener Miene und hellen Augen, die sie nicht ohne neugierige Theilnahme auf mir ruhen ließ. Auf meine Fragen hatte sie kluge, schlagfertige Antworten. Doch hielt ich mit näheren Erkundigungen noch zurück, um den Zweck meiner Hieherkunft nicht vorzeitig zu verrathen. Mit einem Regenschirm bewaffnet, den ich mir erbeten hatte,

durchwanderte ich das Städtchen nach Sehenswürdigkeiten, die nicht vorhanden waren, bis zur Zeit des Mittagstisches, den ich mit einigen Steuerbeamten und Weinreisenden theilte. Dann ward geraucht und dazwischen skizzirte ich von den Fenstern aus einige ältere Holzbauten, die gegenüber in der Marktgasse standen.

Als sich gegen Abend das Wetter aufhellte, sammelten sich die Honoratioren für heute in der Kegelstube nächst dem Garten, wo man in gedeckter Bahn den Diskus warf, während Frauen und Töchter im anstoßenden Pavillon Thee oder Kaffee tranken, Strümpfe strickten, Tücher stickten und die Leute durchhechelten. Auch der mit meinen Wirthsleuten verschwägerte, nebenan wohnende Pastor sammt drei Töchtern war gekommen und begrüßte mich wie einen alten Freund, indem er mich mit in die Gesellschaft zog und den Damen vorstellte. Mit meiner Aufnahme durfte ich zufrieden sein.

Pastor Schmidt selbst war — abgesehen von seinem entgegenkommenden Wesen — ein Mann, wie man ihn an so kleinen Orten selten trifft. Von seinen Studentenjahren her, wo er sogar ein Semester Philosophie in München gehört, hatte er sich ein lebhaftes Gefühl für alles Schöne, Kunst und Literatur gewahrt. Nun war es ihm jedesmal eine Erquickung, wenn er jemand fand, mit dem er, wie er sagte, hierüber ein vernünftiges Wort sprechen konnte, statt immer nur das nachplappern zu hören, was etwa Schulbücher oder jene Zeitschriften von zweifelhaftem Werth enthielten, die ihren Weg nach Lippenwalde fanden. Auf seiner jüngsten Reise nach Berlin hatte er auch Bilder von mir irgendwo gesehen und war nun glücklich, den Maler derselben kennen zu lernen. Man mußte den Mann wegen seines aufrichtigen Kunstenthusiasmus lieb gewinnen, der in unserer eisernen Zeit immer seltener getroffen wird. Von seinen Töchtern empfahl sich besonders Sophie, die ältere, durch ein kluges, sinniges, bescheidenes Wesen. Und ich unterhielt mich in diesem harmlosen Kreise für den Abend besser, als zu erwarten war.

Unter Anderm erfuhr ich, was ich übrigens schon geahnt, — wie die Rede darauf gekommen, erinnere ich mich nicht mehr, — daß die Buschmühle Niemand Anderem gehöre, als dem reichen Müller Brandt, der selbst eine Predigerstochter heimgeführt, aber nie verstanden hatte, seine zeitlebens kränkelnde Frau glücklich zu machen, bis sie vor einem Jahre etwa gestorben sei. Was ich ferner vernahm, war, zusammengehalten mit meinen eigenen Erfahrungen auf der Buschmühle, nicht eben ermunternder oder tröstlicher Natur. Man könne dem Müller zwar nichts Schlimmes nachsagen; er habe auch seine guten Seiten, sei redlich, halte streng auf sein Wort, und sei gerade bis zur Derbheit, allein auch eben so hart als reich, voll Geldstolz und Eigensinn. Nichts bestimme ihn von dem, worauf er seinen Kopf gesetzt, abzulassen oder anderm Rath und Willen zu folgen, der vom eignen abweiche. Nur ein Mensch habe Einfluß auf ihn und zwar ein ganz gewöhnlicher, aus dem Hannsjochen-Winkel in der Altmark zugereister Mühlknecht, der sich allerdings auf Müllerei und Stall wohl verstehe, auch in die Pferde-Arznei pfusche, aber ebenso bestimmt und überlegen in seiner Dummheit über Alles urtheile, was seinem Verständniß entrückt sei. Hans Jochen hat es gesagt oder sagt es — das entscheide fast immer in der Buschmühle.

„Man kann dabei nur Riekchen bedauern", warf eines der anwesenden Mädchen ein.

„Wer ist Riekchen?" fragte ich so unverfänglich als möglich.

„Sein einziges Kind", war die Antwort, die von mehreren Seiten gegeben wurde. „O, eine der reichsten Erbinnen im Lande. Und eines der liebenswürdigsten Mädchen.

Ihr Vater hat ihr in seinem Hochmuth eine feine Erziehung geben lassen. Aber, man muß es ihr lassen, daß es bei ihr gut ausgefallen ist. Riekchen ist sehr lieb."

Als diese Lobsprüche, die in der That von keiner Seite Widerspruch hervorriefen, ausgetönt waren, äußerte ich:

„Nun, da mag es dem Riekchen nicht an Freiern fehlen."

„Das läßt sich denken. Allein sie ist längst versagt und, nachdem das Trauerjahr für die Mutter vorüber ist, wird ihr Vater auf Hochzeit dringen."

Das ging mir an's Herz. Doch verzog ich keine Miene, als eine der Frauen bestätigte, daß bald Hochzeit in der Mühle sein werde.

„Nun, das wird ein froher Tag werden," sagte ich so leichthin, als mir nur möglich war und zwar zunächst zu Pastors Sophie, neben welcher ich eben saß.

Das Mädchen senkte das Haupt und wechselte die Farbe in auffälliger Weise. Mir war, als kämpfe sie mühsam eine aufsteigende Empfindung nieder. Statt ihrer antwortete eine der älteren Frauen:

„Wie man es nehmen will. Wenn Reichthum allein glücklich machen würde, so wäre es sicherlich ein froher Tag."

„Will man ihr einen schlimmen Mann aufdrängen?" fragte ich mit Selbstbeherrschung weiter.

„O", riefen mehrere, „Herr Lind ist ein sehr wackerer junger Mann. Jede dürfte sich zu ihm gratuliren."

„Was liegt denn sonst dazwischen?" ging meine Erkundigung ruhig fort.

Die Mädchen sahen einander an und zuckten die Achseln, Sophie war noch blässer geworden; aber keine schien herausrücken zu wollen, bis endlich die Frau Gastgeberin selbst sich vernehmen ließ:

„Es wird wohl ein froher Tag werden für die Eingeladenen. Allein, das junge Herz will eben nicht lachen, wenn es an den Tag denkt."

Es bedarf wohl nicht erst der Versicherung, wie sehr mich diese Unterhaltung fesselte und spannte, wie schwer mir nachgerade ward, die nöthige Ruhe und Unbefangenheit zu bewahren. Dennoch verrieth meine Stimme die innere Bewegung nicht, als ich jetzt äußerte:

„So lieben sich wohl die Verlobten nicht."

„Lieben?" wiederholte man. „O, sie haben sich ja lieb, sind ja miteinander in der Mühle aufgewachsen. Fritz Lind's Eltern sind früh gestorben, — der Müller Brandt, Riekchens Vater, ist sein Oheim und Vormund. Ihm liegt natürlich daran, daß das Vermögen zusammen und die Buschmühle nicht aus der Familie komme. Allein — — nun, was gibt's denn draußen?" unterbrach sich die Gastgeberin gerade da, wo ich die entscheidende Auskunft zu erhalten hoffen durfte.

Von der Kegelbahn scholl nämlich großer Lärm und Jubel herein. Einer der älteren Spieler stürzte sogar in's Zimmer, um halb außer sich, unter lebhafter Gestikulation zu berichten, daß der Herr Amtsschreiber Knischwitz zwei Kränze nacheinander und zwar den letzten in der Weise geschoben habe, daß der bereits umgefallene König sich ganz von selbst wieder aufgerichtet und auf seinen Platz gestellt habe. Da nun auch andere Herren in den Damenpavillon traten und den Helden des Abends, den Herrn Amtsschreiber Knischwitz, mit herein zogen, bildete von da an dieses wichtige Ereigniß in Lippenwalde so sehr den Gegenstand aller Unterhaltung, daß ich es aufgab, noch Näheres über die Verhältnisse in der Buschmühle zu erkundigen, und mich bald zurück zog.

Auch am andern Vormittag fand ich keine Gelegenheit, meine Frau Gastgeberin wieder auf unverfängliche Art zu den gestern abgebrochenen Mittheilungen zurückzuführen. Da jedoch nach der Mittagstafel die Sonne alles nachzügelnde Gewölk vollends verscheucht hatte und klar am blauen Himmel stand, so befand ich mich bald auf dem Feldwege, der vom Thore aus in der Richtung der Buschmühle fortlief.

Was ich draußen wollte, wußte ich für's Erste noch nicht. Einen Feldzugsplan hatte ich noch nicht entworfen. Hätte ich nur die Gewißheit gehabt, daß Riekchen ihrem Verlobten nicht zugethan sei, um wie viel leichter wäre ich dahin gegangen. Man hatte mir jedoch ausdrücklich versichert, daß sie ihm nicht abgeneigt sei. Und das über ihn vernommene Lob stimmte nur zu dem Eindruck, den seine Erscheinung auf mich selbst gemacht hatte. Jedenfalls war der junge Mann kein verächtlicher Nebenbuhler. Hielt ich dazu, was ich über den Charakter des Buschmüllers gehört und von diesem selbst gesehen hatte, so wuchs meine Bedenklichkeit. Auch der nach meinem Fleische begierige Kettenhund und und die Hünenfäuste Hanns Jochens mußten in Betracht gezogen werden, wenn sie mich für sich allein auch nicht von einem Eindringen in die Mühle abhalten konnten. Allein mein Erscheinen daselbst konnte Verdacht erregen und mußte dann nothwendigerweise weitere Schritte vereiteln. Jedenfalls war Vorsicht geboten und ich wollte sie üben, im Uebrigen den Zufall walten lassen und nach den Umständen handeln.

Mit diesem klugen Vorsatz ging ich weiter. Der freundliche Nachmittag und die liebliche Umgebung der Buschmühle übten ihre beruhigende und ermuthigende Wirkung, wenn mir auch das Herz fast hörbar schlug, da ihr Klappern zu mir herüber drang. Ich umging sie so, daß ich wenigstens einen Blick durch den Rüsterzaun in den Pflanzengarten und auch auf einige Blumenbeete werfen konnte, die ihre Hand gepflegt. Wenn ich jedoch gehofft hatte, sie selbst zwischen den Blumen wandeln zu sehen, so täuschte ich mich. Die Mühlengänge drinnen schlotterten alle, unter den Rädern rauschte das Wasser und für einen Augenblick trat eine weiße Gestalt an das Gerinne heraus, die eine unverkennbare Aehnlichkeit mit Hanns Jochen hatte. Er sah mich nicht, denn bereits war ich in das Buchengehölz eingetreten, das oberhalb der Mühle bis an den Rand des mitleren Sees vorsprang, und mich allen Blicken von dort verbarg. Den kleinen Laubwald durchschreitend, war ich endlich hinaus auf einen blumigen Rain gelangt, der den See umsäumte, und auf welchem hart am Rand des Wassers eine einzelne Eiche stand, deren Schatten auf eine Bank fiel, welche um den Stamm lief.

Dort saß Jemand, ein weibliches Wesen, das Haupt sanft an den knorrigen Baum gelehnt und auf die Hand gestützt. Sofort hatte ich sie erkannt, die ich so lange und in Schmerzen gesucht. Ein Freudenschauer rieselte mir durch den Körper, allein mein Fuß war wie gebannt. Ja, sie war es, die da mit ihren Gedanken einsam über den See und in die Ferne blickte. Sie war es, deren Bild mich seit ihrem ersten Anblick nicht mehr verlassen hatte, die mein ganzes Lieben ausfüllte, nach der ich jahrelang in schmerzlicher Sehnsucht gestrebt, und die ich endlich wieder gefunden — noch so lieb und hold, wie damals, da meine Arme ihren Leib umschlungen, meine Lippen ihre Schläfe berührt, — nur das Antlitz etwas schmächtiger und bleicher, die Augenhöhlen etwas dunkler, als habe auch sie sich gegrämt, als seien über ihre Wangen viel Thränen geflossen.

Ein Buch lag aufgeschlagen neben ihr auf der Bank. Hatte dessen Inhalt sie so erschüttert, daß ihre lieben Augen so feucht glänzten? — Eine Beute unbeschreiblicher Empfindungen stand ich da, in ihren Anblick versunken, kaum fähig mich zu rühren. Und

doch, was hielt mich ab, hinzustürzen und sie wieder an's stürmische Herz zu drücken! Die Gelegenheit war ja gekommen, nach der ich so traurig lange Zeit vergeblich gestrebt hatte, — und ich vermochte es nicht. Zitternd wie ein Kind auf verbotenem Pfade stand ich da. War es die Scheu vor der Braut eines Andern? War es die Gewissensmahnung, ihren vielleicht in Thränen gewonnenen Seelenfrieden nicht zu stören? Noch war es Zeit, mich zurückzuziehen, noch hatte sie mich nicht bemerkt. Oder war es nur die Erregung des entscheidenden Augenblicks für meine Lebenstage?!

Jetzt änderte sie ihre Stellung etwas und ihr Auge streifte die Gestalt des fremden Mannes. Sie erhob sich lebhaft von ihrem Sitze; in der vollen Höhe ihrer edeln Gestalt stand sie da, die Hand am Busen, nacheinander erröthend und erblassend. Auch sie hatte mich sofort erkannt, das war unverkennbar. War ihr Schreck, der sie erbeben machte, ein freudiger? Ich fragte nicht mehr lange mich selbst; ihre Bewegung hatte mir auch die meinige zurückgegeben, der Zauber, der mich an die Stelle gebannt hatte, war gebrochen, und mit beflügeltem Schritt legte ich den Raum zurück, der uns noch trennte.

Mit gespanntem Athem, blaß stand sie da. Sie schien fliehen zu wollen, und die Füße versagten ihr den Dienst. Inzwischen hatte ich bereits eine ihrer Hände ergriffen, die heftig zitterte.

„O, mein theures Fräulein," bat ich eindringlich, „warum diese Angst! Fassen Sie sich. Hier ist Niemand, den Sie zu fürchten haben. Erkennen Sie mich denn in der That nicht mehr?"

Erst nach einer Weile seufzte sie tief aufathmend:

„Sie sind es also wirklich!"

„Und diese Gewißheit kann Sie so bestürzt machen?" fragte ich schmerzlich berührt, in ihre schamhaften Augen blickend und ihre erschrockene Miene betrachtend.

„So unvorhergesehen", stammelte sie.

„O verzeihen Sie die Unvorsichtigkeit und lassen Sie mir den Trost, daß nur das Plötzliche meiner Erscheinung Sie erschreckte. Zürnen Sie darum nicht, entziehen Sie mir diese liebe Hand nicht. Muß ich denn glauben, daß Sie mich lieber nicht erkennen möchten?"

Dennoch entrang sie mir mit sanfter Gewalt ihre Hand, als sie erwiederte:

„Ach, ich habe Sie sofort erkannt, als Sie vorgestern durch unsere Mühle kamen."

„Und nun grollen Sie dem Störer Ihrer Einsamkeit?"

„Nicht doch", versetzte sie schüchtern. „Allein, wie kommen Sie hieher?"

Und dabei warf sie einen ängstlichen Blick nach der Richtung hin, woher man das Geklapper der Mühle vernahm.

„Wie ich hieher komme? Können Sie wirklich so fragen? Können Sie im Zweifel darüber sein, was mich hieher treibt? Wollen Sie mir es als Frevel anrechnen, Sie wieder sehen zu wollen? Durfte ich den Augenblick versäumen, nach welchem ich jahrelang vergeblich gejagt? Ja, jahrelang habe ich mich in heißer Sehnsucht nach Ihrem Anblick gehärmt, jahrelang nach Ihnen gesucht, jahrelang die Hoffnung genährt, Ihre Augen würden im Wiederschein meines eignen Glücks leuchten, wenn wir uns je wieder begegnen sollten, — und nun wenden Sie sich ab, sehen mich nicht einmal an."

Sie schwieg, mit gesenktem Haupte stand sie bebend vor mir, als ich im vollen Trieb meines warmen Gefühls fortfuhr:

„Nun wollen Sie nicht einmal hören, wie oft ich im Treiben der Welt jener Stunde gedachte am See —"

Eine tiefe Purpurgluth stieg aus ihrem Busen in's Antlitz, indeß sie abmahnend und wehrend die Hand erhob.

„Also nicht einmal an den seligsten Augenblick meines Lebens wollen Sie mehr erinnert sein?" sprach ich weiter. „Sie wollen ihn vergessen wissen?"

„O, hätte ich es vermocht!" seufzte sie. „Wie sollte ich das vergessen können?"

„Und darf ich die Hoffnung hegen, daß Sie mir verzeihen können?"

„Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen", antwortete sie noch immer mit abgewandtem Gesichte. „Sie haben mir nichts zu Leid gethan, wenn ich auch an der Erinnerung litt."

Ihre Lippen bebten, um ihren Mund zuckte es in schmerzlichem Kräuseln, ihre Augen waren feucht geworden. Wie sie es auch vor mir zu verbergen suchte, ich gewahrte es dennoch, daß sie schweren Kampf mit ihren Empfindungen kämpfte.

„O, und diese Erinnerung", sprach ich weiter, „diese Erinnerung allein bildete den Trost für mich in böser Zeit, die Verheißung für eine bessere. Wüßten Sie, meine Theure, mit welchem Weh und Leid ich jenen glücklichen Moment seitdem bezahlt habe!"

„Meinen Sie, ich habe nicht gelitten?!" sagte sie jetzt von innerer Bewegung übermannt. Beide Hände vor die überquellenden Augen pressend, klagte sie nun leise, aber ich verstand es dennoch: „Meine Mutter! Meine gute Mutter! Du hast geahnt, wie ich leide und ich konnte dir den Trost nicht mit unter die Erde geben, daß mein Gram je aufhöre!"

Ich ließ sie weinen. Dann aber löste ich ihre Hände von den Augen und sprach so mild ich konnte:

„Und nur eine schmerzliche, bittre Erinnerung war es?"

„Was konnte sie mir anders sein?" antwortete sie mit gesenkten feuchten Augen.

„Und sie enthielt gar kein Glück? Gar kein Glück, Riekchen."

„Ich habe Ihnen bereits zugestanden, daß ich Ihnen nichts zu verzeihen habe", erwiderte sie verwirrt, aber traurig.

Für mich lag jedoch ein so süßer Trost in diesem schüchternen Zugeständniß, daß ich nicht länger an mich halten konnte.

„Dann", sprach ich mit warmem Ausdruck, „soll mich nichts mehr abhalten, Ihnen zu gestehen, wie unendlich ich Sie seitdem geliebt, wie alle meine Hoffnungen auf das schönste Lebensglück an jenen Moment anknüpften."

Sie stand tief erschüttert; wieder hielt sie ihre Linke, während ich die rechte Hand nicht losließ, vor die schämigen Augen, und große Thränen perlten durch die Finger.

„Halten Sie ein", bat sie dann in flehendem Ton. „Warum, ach warum wollen Sie ein einfältiges Mädchen bethören!"

„Bethören?" rief ich im Innersten verletzt. „Ich Sie bethören? O, welche Worte wähle ich, um Sie von der Aufrichtigkeit meiner Liebe zu überzeugen!"

Und nun schilderte ich gleichsam im Fluge, wie ich seit jener Begegnung am Halensee gelebt, gestrebt, was ich gethan, sie zu erreichen. Und sie glaubte mir. Ich erkannte dies an der durch Thränen lächelnden Bemerkung, daß sie von einer ihrer Mägde aus der Ukermark wisse, wie voriges Jahr sich ein Maler in jener Gegend nach einem Müller Brandt erkundigt habe.

„Riekchen", schloß ich dann nach beredten Worten, „sagen Sie mir die Wahrheit, die einzige Wahrheit. Ich beschwöre Sie, verläugnen Sie in dieser Minute Ihr Herz

nicht, — sie ist entscheidend für Ihr und mein Leben. Sagen Sie die Wahrheit, Riekchen: haben Sie manchmal sich freundlich meiner erinnert, haben Sie in Zuneigung meiner gedacht, — in Liebe?"

Sie schwankte, wand sich innerlich, ein Geständniß scheuend, das bereits aus ihren Mienen, aus ihren Augen leuchtete.

„Warum stellen Sie solche Fragen?" klagte sie dann. „Warum wollen Sie eine Antwort erzwingen, die ich nicht geben darf. Es ist zu spät!"

„Nicht zu spät! Niemals!" rief ich. „Sie sind vom Vater an einen Andern versagt. Können Sie, wollen Sie dessen Weib werden?"

Ihre Miene nahm einen bittern Ausdruck an, als sie sich so zur Antwort gedrängt sah. Ihr Blick versenkte sich wie hülfesuchend in die sonnig durchglänzte Seefluth, als ihr plötzlich ein Helfer in der Noth kam und zwar in der Gestalt eines mächtiges Hundes, desselben, der neulich an der Kette so gierig nach mir geschnappt hatte. Das Fell sträubend und mich grimmig anknurrend stellte er sich, als er kaum aus dem Gehölz herausgebrochen war, neben seine junge Herrin, die ihm jedoch sofort in's Halsband griff und den treuen Hüter zur Ruhe verwies. Ihre Worte wirkten auch so besänftigend auf sein verwildertes Gemüth, daß selbst ich ihm den Kopf streicheln durfte, was ich um ihrer Hand am Halsband willen eifrig übte. Das Thier hatte ihr eine peinliche Antwort erspart, allein wie es schien, eine nicht minder peinliche Mahnung in's Gedächtniß zurück gerufen. Sie warf bängliche Blicke in der Richtung der Mühle zurück und dann in's Gehölz. Hierauf fragte sie hastig:

„Und wie fanden Sie sich hieher?"

„Elfriede, die Sie grüßen läßt, verrieth mir, wo ich suchen mußte."

Ein Lächeln glitt über ihre schönen Züge, erstarb jedoch sofort, als sie hinzufügte:

„Allein, Sie wollen doch nicht bleiben?"

„Gewiß bleibe ich. Verdammen Sie mich deshalb?"

„Nicht doch. Wie sollte ich es! Mir bangt — für Sie. Die Leute hier sind gewaltthätig, roh, — Fritz allein nehme ich aus."

„Ihren Verlobten", ergänzte ich traurig, da sie erröthete, worauf sie jedoch mit derselben Hast fortfuhr:

„Mein Vater selbst ist hart, stolz, streng . . . ."

„Er wird einem harmlosen Künstler nichts zu Leid thun wollen", warf ich ein. „Ich wurde nirgends im Lande gehindert, den Mühlen zu nahen, die ich zeichnen wollte. Uebrigens wird mich keine Gefahr abschrecken, Sie von meiner Liebe zu überzeugen, Ihre Gegenliebe zu gewinnen. Ja, Riekchen. Sie können nicht wollen, daß ich mich vorher entferne, werden mir nicht gebieten, ohne Geständniß von Ihren theuern Lippen diese Gegend zu verlassen."

„Ach Gott", flüsterte sie jetzt mit gesenkten Augen und bedrängtem Gemüth, „soll ich es Ihnen denn noch sagen! Ich habe ja noch keinen Andern geliebt!"

Und nun lag sie an meiner Brust, die glühenden Wangen an meiner Schulter bergend.

Aber die blaue Seefluth spiegelte das glückliche Paar unter der alten Eiche nur für einen kurzen Augenblick. Im nächsten riß sich das schöne geliebte Mädchen von meinem taumelnden Herzen los und eilte gesenkten Hauptes, die Hand im Halsband des Hundes, den Rand des Sees entlang und der väterlichen Mühle zu, ohne sich nochmals nach dem

beglückten Manne umzusehen, der ihr von der Stelle nachschaute, wo er noch eben ihre hohe Gestalt umschlungen hatte.

VI.

Sie liebt mich! jubelte es in mir und gerne hätte ich es der ganzen Welt entgegengerufen. Allein die nur zu sichtliche Angst des geliebten Mädchens, die Umstände und meine Vorsicht geboten, das glückliche Bewußtsein noch in's Innerste des Herzens zu verschließen.

Für's Erste begnügte ich mich, das Buch zu mir zu stecken, welches Riekchen in der Eile bei der Eiche zurückgelassen hatte: ein Band reizender Novellen von Julius Mosen. Dann zog ich mich schleunigst in das bergende Laubgehölz zurück. Und diese Eile war angewandt. Denn in demselben Augenblick trat an einer andern Stelle die breite Gestalt des Buschmüllers auf den Rain zwischen Wald und See heraus. Einige Minuten früher, und er überraschte uns. Jetzt seiner Begegnung mich auszusetzen, fühlte ich durchaus keine Lust. Und doch — eine unendlich hoffnungsreiche Empfindung, ein frischer freudiger Muth strömte mir durch alle Adern. Meister Brandt und Hanns Jochen, jauchzte es in mir, nun nehm' ich es mit euch auf!

In dieser Stimmung wandte ich mich über das weiterhin malerisch am Wasser gelegene Dorf auf den Heimweg zurück. Als ob das eigene Glück alle die bescheidenen Reize dieser märkischen Landschaft in einen verklärenden Zauber hülle, so sehr erfreute mich jetzt die umgebende Natur. In einem seligen Rausch kam ich durch das Thor des Städtchens nach dem Gasthof zurück, wo ich mir mit dem Herrn Pastor beinahe einen wirklichen antrank. Um ein Haar wäre es zu einem richtigen Smollis zwischen uns gekommen. Wenigstens umarmten wir uns innig, bevor wir uns gute Nacht boten.

Mein Herzensgeheimniß verrieth ich jedoch meinem neuen Freunde auch in der vertraulichsten Stimmung nicht. Ich kannte schon aus Erfahrung die Tücke, mit welcher die neidischen Götter ausgeplaudertes Glück verfolgen. Wenn nun auch die Empfindung dieses Glücks in den folgenden Tagen nicht schwand, sich vielmehr steigerte, erschienen mir doch bei nüchternem Betracht die Schwierigkeiten und Hindernisse, die sich der Krönung meiner Wünsche entgegenstellten, nicht mehr so leicht überwindbar. Ja, sie däuchten mir jetzt, wo ich mich ihnen unmittelbar gegenüber befand, größer, weil in ihrem wahren Lichte.

Wie sollte ich einem Manne beikommen von dem Charakter und den Anschauungen des Buschmüllers! Wie, nach Allem was ich gehört und selbst gesehen hatte, ihm nur den Gedanken beibringen, seinen Lieblingsplan auf- und mir seine Tochter zu geben! — Sollte ich ihm, Alles erklärend, schreiben? Nimmermehr. Er würde den Brief ungelesen in Fetzen reißen, im besten Fall zu Fidibus oder sonst verwenden, wozu er nicht bestimmt war. Dagegen persönlich vor den Buschmüller treten und ihn um die Hand seines Riekchens bitten, wäre so thöricht gewesen, als zum Tiger in's Lager kriechen, um ihm sein Junges zu rauben. Wagte ich auch nicht mein Leben bei dem Versuch, so trug er mir doch sicher einen schwunghaften Hinauswurf und einige blaue Beulen durch Hanns Jochens Hünenfäuste ein. Darnach trug ich eben noch keine Lust.

Der benachbarte „Herr Graf" fiel mir ein, von dem Pastor Schmidt schon mehrmals gesprochen, und dessen Einfluß bei dem Müller vielleicht Vieles bewirken konnte. Der reiche und liebenswürdige Cavalier war mir von der Hauptstadt her wohl bekannt;

ich wußte, daß er mich schätzte und daß er mir gern jeden Dienst leisten würde. Allein ob ich ihn auch mit einem so heikeln Auftrag schicklicher Weise behelligen dürfte, war denn doch sehr die Frage, und schon der erwähnte Vorsatz, mein Glück nicht durch vorzeitiges Ausplaudern dem Neid der Götter bloszustellen, hielt mich von dem verfänglichen Schritt ab.

Die Sache, welche mich jetzt mehr als je beschäftigte, war also keineswegs so leicht und wollte sehr überlegt sein. Mein bester Trost dabei und zugleich vor der Hand mein einziger Beistand war eben Riekchens Liebe zu mir. Seit ihrem Geständnisse war ich gewiß, daß sie sich nicht willenlos an den Altar treiben lassen werde. Und da sich nun das Glück mir endlich so weit und in der Hauptsache zugeneigt hatte, hoffte ich auch ferner die Erhaltung seiner Gunst und Vieles vom gelegenen Zufall. Dabei rang sich in mir immer mehr eine schöne Hoffnung durch auf die Macht und die überwältigende Wirkung, welche die Kunst wohl auch schon über nüchterne, starre und verhärtete Gemüther geübt hat. Und nur zu gerne gab ich mich einer erfreulichen Zuversicht hin, die sich nach dieser Richtung stets fester in mein Herz setzte.

Inzwischen waren meine Malergeräthschaften in Lippenwalde angekommen; die Tage, anhaltend schön, verlockten in's Freie. So spannte ich mit Eifer die Leinwand auf den Blendrahmen, überzog einige Holztafeln, die ich im Städtchen selbst auftrieb, mit Kreidegrund, um mir gleich einigen Vorrath am Nöthigsten anzulegen, und verließ eines Nachmittags das Städtchen in Begleitung eines Trägers meines Geräths. Den geeignetsten Platz für meine künstlerischen Zwecke hatte ich schon vorher ausfindig gemacht.

Der Buschmühle schräg gegenüber, zwischen wogenden Kornfeldern und der blauen Wasserfluth, zog ein hoher Rain, der gegen den See abfiel. Ein gewaltiger, grauer Granitquader lag dort im Grase, einer jener in der Mark so häufigen erratischen Blöcke, die in der Volkssage stets mit dem Teufel oder einem untergegangenen Riesengeschlecht in Verbindung gebracht werden. Eine Gruppe von drei Birken hatte sich da eingenistet, die lieblichen Schatten gewährte ohne zu viel Licht zu rauben. Hier nun, auf einem Grunde, der noch zur Buschmühle gehörte, schlug ich wohlgemuth mein Malergezelt auf.

In malerischer Perspective und reizender Abtönung der Farben öffneten sich gerade von diesem Platze aus liebliche Landschaftsbilder nach allen Seiten. Birkengruppe, Granitblock und der blumige Rain im Vordergrund; der sanftbewegte See, der jenseitige Wald mit der einzelnen Eiche und die halb versteckte, traulich klappernde Buschmühle im Mittelgrund, während über die fernen Höhenlinien im Hintergrunde einige Windmühlen ragten. Rechts ein schöner, tiefer Blick nach dem Dorfe mit seinem hochstrebenden Kirchthurm; links hin die weite offene Fläche der Mark im bläulichen Duft verschwimmend. Gerade hinter mir aber wogte das Korn der Ernte entgegen und trugen die Kirschbäume ihre reifen Früchte. Da und dort lagerte oder zog eine Schafheerde vorüber, fuhren die Bauern zu Feld, leuchteten Müllerkleider durch das Grün. Wie fesselnd das Alles für den Landschaftsmaler! Und doch achtete ich nicht so eifrig darauf, als auf die Vorgänge um die Buschmühle.

Leider wagte sich Riekchen nicht mehr heraus. Selbst mit dem Fernrohr konnte ich nichts von ihr entdecken, als vielleicht einen blauen Aermel, der sich flüchtig zwischen den Gardinen der Giebelfenster zeigte, oder den Saum ihres Kleides, wenn sie durch den Blumengarten schwebte. Desto öfter trat Hanns Jochens ungeschlachte Gestalt an das Wehr heraus, nie ohne eine riesige Stulle, wie man dort zu Lande ein Butterbrod heißt.

Unterdessen war die Erscheinung eines im Freien malenden Künstlers mit seinen sonderbaren Geräthschaften: Feldstuhl, Staffelei, Palette und Malstab etwas so Unerhörtes und Auffälliges in der Gegend, daß sie Aufsehen erregen mußte. Die Leute hatten eine förmliche Scheu vor mir und wußten nicht, was sie aus dem Treiben des seltsamen Mannes in der braunen Joppe, dem gefährlichen Hut und großen Bart machen sollten. Die Schuljungen streckten nur aus der Entfernung die Köpfe aus dem Gebüsch, um mich zu belauschen, rissen aber sofort aus, wenn ich nur das Haupt wandte. Die Grasmägde wichen mir in weitem Bogen aus, kamen jedoch allmälig näher und gaben auf meine kurzweiligen Fragen kichernde Antworten. Dann schlich auch der Mühljunge herbei, um sich den schrecklichen Menschen näher zu betrachten. Zuletzt trampelte sogar Hanns Jochens ungeschlachte Figur mit der unerläßlichen Stulle über die Wiesen und den Feldrain daher, um zu sehen, was es denn hier gebe. Ohne Gruß schritt er um mich her, blieb eine Weile hinter mir stehen und grinste mir dann höhnisch in's Gesicht, als ich ihn keck fragte, ob ihm mein Bild gefalle.

„Meister Dräseke kann das besser!" sprach er, kehrte sich um und ging mit verächtlicher Miene wieder dahin, woher er gekommen war.

Nicht unmöglich, daß er die Farbenmischung auf meiner Palette für das Gemälde angesehen hatte. Doch wußte ich auch, wie glücklich sich die Dummheit noch fühlt, wie überlegen sie sich Allem gegenüberstellt, was über ihren Horizont geht. Warum also sollte ich mich über diesen Unhold ärgern! War doch auch mein Bild nicht so weit vorgeschritten, daß die Landschaft deutlich hervortrat. Fahre also hin, kunstverschlossener Barbar!

Als ich am nächsten Tag wieder an derselben Stelle hinter meiner Feldstaffelei saß und bereits der Abend heranrückte, ohne daß ich das Geringste von Riekchen wahrgenommen hatte, empfand ich nachgerade selbst Langeweile über meiner Malerei. Der Mann, welcher für die Nacht meinen Farbenkasten sammt dem Uebrigen wieder nach Lippenwalde zurückbringen sollte, blieb aus. Mißmuthig legte ich eben Pinsel und Palette zur Seite, als ich zu meiner nicht geringen Ueberraschung die breitspurige Gestalt des Buschmüllers selbst auf mich zukommen sah. Dann und wann blieb er stehen und sah sich um, als wolle er mir Zeit und Gelegenheit geben, mich von meiner Verblüffung zu erholen und auf die wichtige Begegnung vorzubereiten. Dabei hatte er die Hände in der Tasche, mit den klingenden Thalern spielend, legte sein Gesicht in bedeutsame Falten und machte mehrmals, gleichsam stöhnend: „hm! hm! hm!" Daß er etwas Besonderes im Sinne hatte, war unverkennbar.

Pastor Schmidt hatte mir den Buschmüller zwar als einen geraden, ehrlichen Mann, aber als einen hochmüthigen, halsstarrigen Unbandgeschildert, mit welchem nur Derjenige einigermaßen auszukommen pflege, der ihm ebenso derb auftrumpfe, als der Müller ausspiele. Dies hatte ich mir wohlgemerkt und gedachte, es ihm nicht fehlen zu lassen, wie wenig auch die Rolle meinem Wesen zusagte. Zwar lasse ich mich nicht so leicht durch einen Mann verblüffen; immerhin schlug mir das Herz. Riekchens Vater stand ja vor mir, und das Zusammentreffen konnte vielleicht entscheidend werden.

Ich hatte wieder zu Pinsel und Palette gegriffen, anscheinend ohne des Buschmüllers Gegenwart weiter zu beachten. Mit zusammengeklemmten Lippen und gerunzelten Brauen stand er eine Weile schweigend. Dann fragte er barsch und grollend:

„Was treibt Er denn da?"

„Er sieht ja," war meine flüchtige Antwort, indem ich weiter malte.

„Ich sehe? Was ich sehe gefällt mir aber nicht."

„Thut mir Leid."

„Leid oder nicht Leid, Er sitzt auf meinem Grund und Boden!"

„Das mag sein."

„Es soll aber nicht sein!"

„Ich verderbe nichts."

„Er verdirbt mir die Aussicht und gute Laune."

„An letzterer scheint wenig zu verderben," erwiederte ich und warf einen Blick auf seine unmuthsvolle Miene. „Uebrigens hat mir noch kein Müller im Lande verwehrt, an seiner Mühle Studien zu machen."

„Kein Müller? Der Buschmüller ist kein Windmüller."

„Ich weiß, Ihr seid ein Wassermüller."

„Und was studirt Er denn hier an meiner Mühle herum?"

„Ich mache Malerstudien."

„Malerstudien? Da braucht es zu studiren: Farben hinschmieren! Das thut Meister Dräseke unstudirt, und der kann es besser."

„Wer sagt das?"

„Hanns Jochen sagt es."

„Und wer ist Meister Dräseke?"

„Meister Dräseke ist unser Meister Dräseke, der unsere Zimmer malt."

„Ah so!" sagte ich lachend.

„Und er ist ein anständiger Mann, weiß Gott!" fuhr der Buschmüller fort. „Trägt sich honett, nicht wie ein Vagabund in wüstem Bart und Kapuzinerkutte."

„Nicht wie ich, wollt' Ihr sagen, Müller. Nicht wahr?"

„Ja, gerade das wollt' ich sagen."

„Er ist eben ein kleinstädtischer Philister, wie es solche Tüncher zu sein pflegen," erwiderte ich gleichgültig.

„Aber der Mann verdient sich sein redliches Brod und ist kein landstreicherischer Tagedieb!" versetzte der Müller mit erhobener Stimme.

In diesen Ton wollte ich jedoch nicht einstimmen. Ich schwieg also eine kurze Weile und hub dann an:

„Laßt Euch sagen, Ihr seid Müller und ich Maler. Beide mahlen wir, sind also eigentlich Geschäftsverwandte."

Der Buschmüller lachte jetzt hochmüthig über diese kecke Zusammenstellung mit ihm. Hierauf sah er mich noch einmal von Kopf bis zu Fuß an, machte eine pfiffige Miene und sagte dann:

„Ah so! Da könnten wir ja ein Geschäft mit einander machen. Meint Er nicht?"

„Will sehen. Laßt hören, Müller!" erwiderte ich, aufmerksam werdend.

„Ich will mich gern etwas kosten lassen, wenn Er etwas verdienen will."

„Je nach Umständen," versetzte ich leichthin, allein mit steigender Spannung.

In der That schien der Erfolg dieser Unterredung alle meine Erwartungen von derselben zu übertreffen, meine Hoffnung vorher zu erfüllen und meinen Absichten dienlicher werden zu wollen, als ich noch eben erst denken durfte. Lag doch der Gedanke so nahe, daß der Buschmüller in einem Anfall geldstolzer Kunstgönnerschaft dem reisenden

Maler einen Verdienst verschaffen und sich selbst in Besitz eines Bildes setzen wollte, das seine Mühle und deren Umgebung darstellte. Da er mich schweigend ansah, nahm ich selbst wieder das Wort:

„Ihr wollt Euch also etwas kosten lassen?"

„Je nun, es kommt mir auf ein bischen Geld nicht an!" meinte er und klapperte mit den Thalern in der Tasche.

„Gut," sagte ich, „die Mühle will ich Euch malen, und auch mir kommt es dabei auf hundert Thaler mehr oder weniger nicht an."

„Ihr seid ein Spaßvogel!" erwiederte er jetzt. „Hundert Thaler? Ihr würdet wohl auch weniger nehmen. Meister Dräseke thut's für zwanzig Groschen täglich nebst Kost und Logis. Dafür malt er mir grasgrüne Bäume und Häuser mit prächtigen rosenrothen Dächern an die Wand."

Das war nun allerdings eine Enttäuschung. Als Zimmermaler will er mich verwenden, köstlich! sagte ich zu mir selbst. Und doch war ja das meinen Zwecken noch dienlicher. Die Mühle stand mir offen, ich wohnte mit Riekchen unter einem Dach. Köstlich!

„Gut," sagte ich jetzt laut. „Ich thu es auch um den Preis, weil Ihr's seid."

„Weil ich's bin, läßt Er mit sich handeln!" höhnte der Buschmüller. „So bekannt sind wir aber nicht. So dicke Freunde sind wir noch lange nicht, daß Er mir etwas schenken dürfte oder ich etwas billiger von Ihm möchte. Weil Ihr's seid, sagen die Juden, wenn sie ihr Zeug überm Preis losbringen möchten. Und übrigens malt mir Meister Dräseke auch ganz anders, viel deutlicher, nicht so ein Geschmiere, wie auf dem Brett da, und man weiß doch, daß man einen ordentlichen Mann im Hause hat."

Er ließ hier eine Pause eintreten, während ich an der neuen und noch stärkeren Enttäuschung würgte. Dann fügte er gönnerhaft hinzu:

„Doch hab' ich einmal gesagt, ich wolle Ihm was zu verdienen geben. Er darf nur klug sein und darauf eingehen."

„Und was wollt Ihr denn von mir?" fragte ich jetzt ungeduldig.

„Hör' Er mir zu!" begann der Buschmüller mit einer gewissen Wichtigkeit und ich war gespannt genug. „Seit Er sich da auf meinem Grund und Boden umhertreibt, geht mir kein Spatz mehr in's Korn, kein Dorfjunge mehr an's Obst. Ihr seht allerdings mit Eurem Bart gefährlich genug aus!" fügte er hinzu, während ich erwartungsvoll hinhorchte, wo das hinauswolle. „Nun hat mich's gar nichts geholfen," fuhr der Buschmüller fort, „daß ich einen ausgestopften Plundermatz hinstellte. Noch so wüst und abschreckend, die Spatzen und Dorfjungen hatten es bald heraus, daß es nichts ist, als ein ausgestopfter Mann. Ihr seid kein ausgestopfter."

„Aber Ihr, Müller!" stieß ich in aufsteigender Wuth heraus.

„Hör' Er, wenn wir handelseinig werden und mit einander auskommen wollen, darf Er nicht so vorlaut sein," hielt mir der Müller ernst entgegen, während es in mir kochte. Aber ich wollte ihn ausreden lassen, und so fuhr er gelassen fort: „Also um auf den Lohn zu kommen, so kriegt Er, so lange noch die Kirschen hängen, halb so viel als Meister Dräseke, somit zehn Groschen täglich nebst freiem Trunk."

Verblaßt und verstummt stand ich da. Es würgte mich, bis ich endlich hervor brachte:

„Und dafür soll ich —"

„Hier stehen oder sitzen, nach Belieben, damit sich die Sperlinge und die Himmelhunde von Dorfjungen fürchten."

Was sollte ich denken! Wie paßte dies zu dem überwältigenden Eindruck der Kunst und des Künstlers auf die Gemüther, womit ich mir geschmeichelt hatte! Himmel und Hölle! Mich, einen der elegantesten und umworbensten Männer der Hauptstadt wollte dieser Bauer als Vogelscheuche in seinem Fruchtfeld verwenden! — Es war zu ungereimt, um erniedrigend zu sein, zu burlesk, um im Ernst genommen zu werden. Noch lächerlicher als ärgerlich — warum sollte ich mich erzürnen! Dabei schoß mir ein Gedanke durch den Kopf und setzte sich fest darin, der mich an dem hochmüthigen Mann rächen konnte. Warte Müller, diesmal warst Du vielleicht allzu schlau! Ich zog also vor, mich nicht weiter zu ärgern und fragte mit wiedergewonnener Selbstbeherrschung gelassenen Tones:

„Also, ich soll mich hier als Schreckgespenst umhertreiben?"

„Ja, so meine ich's."

„Und dafür wollt Ihr mir täglich zehn Groschen nebst Kost und Logis —"

„Logis? Nein. Wohn' Er nur, wo Er seither gewohnt hat. Aber Kost nebst Trunk reichlich — wird Ihm herausgebracht. In meiner Mühle hat Er ja nichts zu thun, weil Er hier außen die Vögel verscheuchen soll."

„Und wenn sich die Vögel nicht mehr vor mir fürchten?"

„So kann er sie fangen."

„Für Euch, Buschmüller?"

„Meinetwegen für Ihn selber."

„Und wenn Euere Tauben oder Hühner hier einbrechen?"

„Darf Er sie fangen — was Lebendes sich herüber verirrt, ist Ihm verfallen — Kühe, Schafe oder sonst Vierbeiniges ausgenommen."

„Natürlich, Vierbeiniges ausgenommen," stimmte ich zu. „Also, bestimmen wir genau: was sonst Lebendes aus Eurer Mühle kommt und mir hier auf Euerem Grund und Boden in die Hände fällt, ist mein. Ihr werdet nicht böse darüber, Buschmüller?"

„Alles Sein eigen; Er darf's sieden oder braten, ungerupft verzehren oder lebendig behalten."

„Und Ihr werdet unverbrüchlich an der Uebereinkunft festhalten und nicht mäkeln noch deuteln?"

„Hat der Buschmüller je sein Wort gebrochen?"

„Hier, die Hand darauf!" sagte ich, meine Rechte hinhaltend.

Und er schlug ein.

„Ich werde Euch beim Wort nehmen," sagte ich noch.

„Wir sind handeleins," versetzte er schmunzelnd. „Morgen tritt unser Vertrag in Kraft. Halt' Er sich gut!"

Und damit ging er wieder auf dem Rain zwischen dem See und Kornfeld seiner Mühle zu, offenbar für sich frohlockend — denn er sah sich einige Mal mit kaum verhehltem Lachen um — über den Streich, den er dem hauptstädtischen Maler gespielt und dessen er sich noch jahrelang auf allen Fruchtmärkten der Landschaft zu rühmen gedachte. Denn daß dieser Müller sich nur den Schein gab, mich wirklich für den niederen Menschen zu nehmen, als welchen er mich zu behandeln vorgenommen hatte, war unschwer

zu durchschauen. Ihn trieb die brutale Lust des geldstolzen Bauern, sich an dem bildungsstolzen Städter zu reiben. Absichtlich erlaubte er sich den Spaß mit mir, der ihm darum theuer zu stehen kommen sollte — das gelobte und schwor ich hinter seinem breiten Rücken, den er mir jetzt zuwandte. Der Buschmüller wollte mich uzen, um ein vulgäres oder bezeichnendes Wort zu gebrauchen. Und das entband mich aller Rücksichten gegen den Vater Riekchens, so weit sie meiner Liebe im Wege standen.

VIII.

Es war in früher Sommerzeit, wo ich mir mein Malerzelt bei dem Gesträuch unter den Birken aufgeschlagen hatte. Mittags speiste ich noch in meinem Gasthof zu Lippenwalde, Nachmittags jedoch brachte mir richtig der Junge aus der Buschmühle ein reichliches Vesperbrod mit einem Krug Bier und der Bemerkung zu, der Müller ließe mir guten Appetit wünschen. Dabei entging mir nicht, daß sich derselbe mit seinem getreuen Hanns Jochen den Jux machte, aus der Ferne zu beobachten, wie ich mich in meine Rolle schicke.

Mit dem Mühljungen war auch Sultan, der Kettenhund, gekommen, dessen bereits gemachte Bekanntschaft zu inniger Freundschaft wurde, da er die größten Brocken bekam, während ich blos von dem Extragericht genoß, von welchem mir der Junge zugeflüstert hatte, daß es Fräulein Riekchen zubereitet habe. Soweit ging es ja gut. Lange wollte ich indeß das Spiel nicht treiben.

Als Abends mein Malerzelt bereits wieder abgebrochen war und zur Stadt zurück wanderte, schlich ich selbst im Zwielicht der Dämmerstunde noch um die Buschmühle. Die Zeit schien gelegen; der Müller mochte sich bereits in seine Schlafstube zurückgezogen haben; Fritz Lind und Hanns Jochen waren noch im Mühlenwerk beschäftigt, von Riekchen jedoch nichts zu sehen. Es war still im Hofe. Von Sultan hatte ich wenig mehr zu fürchten, und so drang ich entschlossen, jedoch behutsam hinein und an der Fensterreihe des Wohnhauses vorüber. Eines der Fenster zunächst am Eingang stand offen, und das reizende Stübchen war beleuchtet. Mit süßem Schauer sah ich hinein. Wie traut, wie anmuthig war darinnen Alles geordnet! Es mußte Riekchens Schlafzimmer sein, und jetzt rührte sich auch Jemand darinnen, trat in den Flur und durch diesen in den Hof, — es war nicht Riekchen, sondern eine Magd. Dieselbe erschrak, als sie so unversehens auf den fremden Menschen stieß.

„Still,“ flüsterte ich, sie am Arme fassend.

„Herrje, der Maler!“ erwiderte sie. „Na, was sucht Er denn hier?“

„Wo ist Riekchen?“

„Herrje,“ sagte sie, „in der Gartenlaube.“

„Wie gelange ich dahin? Ich muß das Fräulein sprechen!“ flüsterte ich und drückte ihr einen Thaler in die Hand.

„Na nu, warten Sie nur. Kommen Sie, leise — wenn es der Müller hörte!“

Und sie ging rasch vor mir her durch den Hausgang, welcher von dem arbeitenden Mühlwerk erzitterte, während ich ihr folgte, bis sie eine Thüre nach dem Garten aufstieß und mit der Hand die Richtung nach der Laube andeutete, worauf sie selbst wieder in's Haus zurückkehrte. Denn dort erklang bereits die Stimme des Müllers mit der Frage, wer durch den Hof in's Haus gekommen sei.

„Fritz! Hanns Jochen!“ schrie er in die Mühlenthüre hinein, „war's Jemand von Euch? Nicht! Mir war's doch, als habe ich Jemand gehört.“

Einmal in den Garten gelangt, hielt ich mich jedoch nicht länger an der Stelle und entfernte mich rasch vom Hause nach der bezeichneten Laube hin. Die Rosen blühten noch, die Nachtviolen dufteten, und am Rüsterzaun gegen das Wehr hin schwärmten Leuchtkäfer gleich unsichtbaren Geistern mit zierlichen Fackeln. Auch um die Laube schwebte der geheimnißvolle Schimmer, als ich eintrat. Ein unterdrückter Ruf der Ueberraschten verrieth mir, in welcher Ecke sie im Dunkel saß. Ich gab mir alle Mühe, das geliebte Mädchen über mein Eindringen zu beruhigen.

„Wie unvorsichtig! Wie verwegen!" flüsterte sie bebend, indeß ich ihre Hand an die Lippen zog. „Wie können Sie sich solcher Gefahr aussetzen!"

„Da Rieckchen nicht zu mir kommt," versetzte ich, „muß ich zu Rieckchen kommen. Zudem habe ich Ihnen doch das Buch zurückzubringen, das Sie im Eifer, mir zu enteilen, bei der Eiche zurückgelassen haben und vielleicht schmerzlich vermißten."

„Ich vermißte es wohl," sagte sie, „allein Sie hatten ja Gelegenheit, es durch den Mühlenjungen zu schicken."

„Hätte das nicht gerade den Verdacht erregt, den Sie so ängstlich vermieden wissen wollen?"

„Aber, wie?" fragte sie jetzt mit verändertem Ton. „Wie um des Himmels willen können Sie sich so erniedrigen und zum Gelächter der Leute machen!"

„Alles Ihretwegen, Rieckchen! Sehen wir, wer zuletzt lacht."

„Bitte, verlassen Sie mich nun," flehte sie inständig, als ich sie näher an mich zog. „Ich sterbe vor Angst!"

„Warum aber entziehen Sie sich mir so gänzlich? klagte ich. „Haben Sie denn alle Lust meine Malerei anzusehen eingebüßt? Rieckchen, verdiene ich das? Warum wollen Sie mir denn nicht einmal das bescheidene Glück gönnen, Sie wenigstens vorüber wandeln zu sehen, wenn ich tagelang, dort an den Stein unter den Birken gebannt, vergeblich nach Ihnen ausschaue? Warum Rieckchen, kommen Sie nicht ein einziges Mal, nur ein einziges Mal!"

„So will ich kommen," sagte sie beklommen und geängstigt, „wenn Sie mich jetzt verlassen."

„Soll ich durch das Haus zurück?"

„Nein, nein. Um Gotteswillen nicht! Kommen Sie! Folgen Sie mir! Ich führe Sie am Räderwerk vorüber. Von dort gelangen Sie leicht über das Gerinne."

Damit reichte sie mir die Hand und zog mich eilig nach. Wie lag nun diese liebe Hand so weich in der meinen! Sie paßte so hübsch hinein! Ich flüsterte ihr diese Wahrnehmung auch in's Ohr. Ohne zu antworten, eilte sie mit mir zwischen den blühenden Rosenstöcken hin nach der Zaunecke, wo wir durch eine leichte Thüre auf den schwebenden Balkengang zunächst den Rädern gelangten.

„Nehmen Sie sich in Acht!" flüsterte sie mir liebevoll besorgt zu, indem sie mich näher an sich zog. „Sehen Sie, dort müssen Sie hinüber!"

Ein Fehltritt und ich gerieth unter die brausenden Räder. So hielt ich mich enger an die Geliebte, bis wir an der gefährlichsten Stelle vorüber waren. Das Rauschen des Wassers, das Gerappel der Mühlgänge, aus welchen der feine weiße Staub drang, das betäubende Geschlotter ringsum deckte das Geräusch unserer Schritte hinlänglich. Allein zu Rieckchens heftigem Schrecken stand die Mühlthüre, an der wir vorüber mußten, halb offen und hinter derselben schrie ihr Vater, um sich vernehmbar zu machen:

„Getraut sich der Mensch herein, Hanns Jochen, so getraue ich Dir zu, daß Du ihn mit dem nächsten Besten, was Du zur Hand hast, niederschlägst. Weißt Du, niederschlägst! Er hat nichts hierin zu thun. Ich hab' ohnehin den Spaß schon satt. — Halt! Was gibt's da? Wer ist da?" schrie der Müller und riß die herausführende Mühlenthüre sperrenweit auf, prallte aber zurück, als ihm sein Riekchen entgegentrat, während ich behend über den hölzernen Steg hinter der Schleuse des Wehrs nach dem jenseitigen Ufer gelangte und, von den Erlen und dem Weidengebüsch gedeckt, meinen Rückzug über die Wiese fortsetzte.

Diesmal ungefährdet und unverfolgt davon gekommen, verhehlte ich mir nicht, daß ein andermal solche Unternehmungen mißlingen dürften. Bei den Gesinnungen des Müllers und seines Knechtes gegen mich, durfte ich nicht darauf rechnen, daß ein Zusammenstoß gelind ausfallen möchte. Ich konnte auf das Schlimmste gefaßt sein, und machte mich darauf gefaßt.

Um so gespannter war ich auf den folgenden Tag. Riekchen hatte versprochen, ihre Sprödigkeit insofern fallen zu lassen, daß sie in meine Nähe kommen wolle. Ich aber war entschlossen, die Gelegenheit nicht entschlüpfen zu lassen, um ihr — mochte daraus folgen, was da wolle — alle die heißen Küsse auf den rosigen Mund zu geben, welche mir heute durch ihre Angst und drängende Eile vorenthalten wurden.

Als andern Nachmittags gegen vier Uhr der Mühljunge wieder das sogenannte kleine Abendbrot unter die Birkengruppe brachte, war er bereits so kirre, daß er sich in ein Gespräch einließ, aus welchem ich entnahm, daß man in der Buschmühle bereits einigen Verdacht geschöpft habe. Auf weiteres Nachforschen berichtete der Junge:

„Je nun, die alte Base hat zu dem Müller gesagt: Weißt Du was, sagt sie, gib Acht, daß Dir der Maler wegen Riekchens keine Nase dreht! — Die Vogelscheuche! sagt der Müller und lacht, das Gespenst, der Plundermatz mit seinem schäbigen Sommerpelz und Moosgesicht! — Nanu, sagt sie, Hanns Jochen sagt es, hat sie gesagt. Und so sitzt es dem Müller doch im Ohr."

Im weitern Verlauf unserer Unterhaltung erfuhr ich auch, daß es da, wo ich saß, nicht geheuer sei. Den Stein habe der Teufel selber daher geschleppt, um darauf auszuruhen, wenn er von Spandau nach Polen wolle. Einmal sei auch ein Bursche da gesessen, der in die reiche Müllerstochter verliebt gewesen sei und in seiner Armuth den bösen Feind angerufen habe. Flugs sei auch der Satan in Jägergestalt hinter ihm gestanden und habe ihm großen Reichthum geboten, wenn er ihm die Seele seiner Geliebten überliefern wolle. Das aber habe der Bursche doch nicht thun wollen, und so habe man ihn da, erwürgt, mit schwarzem Gesicht aufgefunden. Das sei noch gar nicht so lange her, aber doch schon halb vergessen. Und nun sei es dem Müller, der reifen Kirschen wegen, sehr lieb gewesen, daß sich Jemand gefunden, der sich an dem großen Stein umtreibe und zum Schreck der genäschigen Dorfjungen die Geschichte wieder in Erinnerung bringe.

Nachdem ich so über den Charakter meiner Rolle noch näher aufgeklärt und mein Wissen durch eine Sage bereichert war, welche der Stimmung des Orts auch das Schauerliche beimischte, saß ich wieder allein, den Pinsel führend und in Gedanken an den armen Burschen, der lieber sich selbst, als die Seele der Geliebten opferte. Ich vertiefte mich allmälig mehr in die Arbeit, als plötzlich Jemand hinter mir sagte:

„Das ist ja ein sehr schönes Bild!"

Etwas betroffen kehrte ich mich um, und da stand ein Mensch mit umgehängtem Jagdgewehr, der sich mir unbemerkt genähert hatte und, neben dem Teufelstein haltend, in meine Malerei schaute. Freilich erkannte ich nun sofort den jungen Mann, der mir beim ersten Eintritt in die Buschmühle freundlich begegnet war, kurz — Herrn Fritz Lind, Riekchens Verlobten. Die Umstände erklären, daß mich eine gewisse Verlegenheit überkam, so daß ich nicht gleich das rechte Wort zu seinem Empfange fand.

„Ich will sehen," fing er nun unaufgefordert an, „ob ich nicht in der Haide einige der Krähen wegschießen kann, die den jungen Wildstand ruiniren, und da erlaubte ich mir im Vorbeigehen auch einmal nachzuschauen, was Sie Schönes machen."

„Sehr verbunden. Gefällt es Ihnen?"

„Und wie!" sagte der junge Mann. „Aufrichtig, unendlich mehr, als ich erwartete. Ich bin förmlich vor den Kopf geschlagen. Denn ich will Ihnen ehrlich gestehen, daß ich kaum mehr als eine Sudelei zu finden glaubte, nachdem Sie — —"

„Nachdem ich —" ergänzte ich den unterbrochenen Satz — „mich zu der erniedrigenden Rolle bequemt habe, die mir Ihr Oheim, der Buschmüller, zugedacht hat. Das wollen Sie doch sagen, Herr Lind?"

„Ich kann nicht leugnen, daß dies mein Gedanke war," versetzte er. „Nun aber bin ich fest überzeugt, daß diese Rolle nur die Maske ist, hinter welcher sich Ihre eigentlichen Absichten verbergen und mit welcher Sie Ihren Zweck erreichen wollen." —

„Und wenn dem so wäre?" fragte ich nach einer kleinen Pause, in der ich etwas betreten geschwiegen hatte.

„So haben Sie jedenfalls den seltsamsten Weg gewählt," sagte Herr Lind. „Sie konnten offener vorgehen und —"

„Schicklicher wollen Sie sagen. Wenn mir aber die Umstände keinen andern Weg übrig ließen, mich auf diesen drängten?"

„Das müssen Sie allerdings am besten wissen, mein Herr," erwiderte er. „Was mich betrifft, so will ich Ihrem Zwecke nicht weiter nachfragen, wenn ich auch vielleicht einiges Recht dazu hätte, mein Herr. Ja, ein Recht zu wissen, ob es redliche Absichten sind."

„Ich gestatte Niemanden, daran zu zweifeln!" sagte ich.

„Solchem Zweifel will ich mich für's Erste auch noch nicht hingeben," versetzte der junge Mann mit größerer Ruhe und Gelassenheit, als sie mir zu Gebote standen. „Nur möchte ich Sie einstweilen aufmerksam machen, daß Sie sich in dieser Rolle nicht blos dem Gespött von Leuten, die unter Ihnen stehen, sondern auch schwerer Gefahr aussetzen."

„Gefahr? Ich bin nicht gewohnt," sagte ich etwas hochfahrend, „mich durch solche von meinen Zielen abschrecken zu lassen."

„Und doch geht auch der Muthige ihr aus dem Wege, wo sich keine Nothwendigkeit ergibt, sie aufzusuchen," meinte Herr Lind. „Der Ort hier am großen Stein war schon einmal der Schauplatz einer Schauderthat."

„Ich kenne das Märchen," sagte ich wegwerfend.

„So lassen Sie sich die Sage zur Warnung dienen."

„Und wenn nicht?" fragte ich, ihn scharf anblickend.

„Dann", antwortete er mit Achselzucken, „habe ich das Meinige gethan und ich kann nur noch einmal wiederholen: Seien Sie auf der Huth!"

Und sich verbeugend, schritt er weiter, während ich ihm mit gemischten Gefühlen

nachsah. War seine Warnung eine versteckte Drohung, mit welcher er einen als gefährlich erkannten Nebenbuhler verscheuchen wollte? Dafür war sein Auftreten zu ruhig, sein Wesen zu ernst gewesen. Und gerade in diese Leidenschaftslosigkeit wußte ich mich am wenigsten zu finden. Jedenfalls war es der kaltblütigste Verlobte, der mir im Leben noch vorgekommen. Hatte er Verdacht gegen mich, wie konnte er diese kühle, fast geschäftmäßige Sprache bewahren! Und daß er über den Zweck meines Hierseins mehr ahnte, als ich ihm zugestehen wollte, leuchtete aus jeder seiner Aeußerungen.

Längst war er meinen Augen entschwunden, als mich noch immer seine Andeutungen innerlich beschäftigten. Eine eigenthümliche Unruhe und Beklommenheit überschlich mich, wozu die immer stärkere Schwüle der Luft wesentlich beitrug. Das Malen ließ ich mir nicht mehr so sehr angelegen sein. Dabei verdroß mich, daß Riekchen trotz ihres gegebenen Worts sich nirgends erblicken ließ.

Indeß war ein schöner, wenn auch schwüler Sommerabend in warmen Tinten über die Landschaft hereingezogen. Die Pappeln am Wege drüben warfen schon ihre langen Schatten; die Schwalben schwangen sich in den wagrechten goldnen Strahlen der Sonne, hoch über dem blauen See jubelnd dahin. Der Buschmühle zwischen den Erlen entstieg braundurchglühter Rauch, und nach dem Dorfe hin glänzte Alles in warmem, duftigem Gold. Nur die Baumwand, hinter welcher der Kirchthurm aufstieg, erhob sich dunkel und warf ihre Schattenseite mit kräftigem Reflex in den Seespiegel.

Dorthin zog es mich jetzt, um dies Naturspiel genauer zu beobachten. Als ich nach einer Viertelstunde wieder zurückkehrte, bemerkte ich schon aus der Ferne bei meiner Staffelei unter den Birken eine hohe, lichte Gestalt nebst einer andern, — es war Riekchen im hellen Sommerkleid. Meine Entfernung benützend, um mit der Magd von gestern mir das Abendessen auf den bestimmten Ort zu bringen, gedachte sie in ihrer Schämigkeit ein gegebenes Wort zu lösen, ohne mir begegnen zu müssen. Dabei ermuthigte sie meine Abwesenheit, ein wenig an dem Platze zu verweilen, mit Theilnahme anzusehen, wie ich mich da eingerichtet hatte, und in meine Malerei zu schauen. Sie hatte letzteres ja von jeher gerne gethan.

Indeß diente mir das Weidengebüsch am See sowohl, als das wogende Korn, mich unbemerkt und behutsam näher zu schleichen. Ungesehen stand ich bereits nur wenige Schritte hinter ihr, von wo aus ich ihr liebliches Treiben belauschen konnte. Während die Magd einige Aecker weiter gegangen war, um die grünen Schoten von Frühbohnen zu brechen, hatte nämlich Riekchen selbst hinterm Steinblock unter den Birken gedeckt. Mit behender, bänglicher Sorgsamkeit hatte sie den blendend weißen Tafeldamast auf den Rasen gebreitet und darauf mein Mahl geordnet. Wie entzückend es war, sie in der unbewußten Anmuth beglückender weiblicher Thätigkeit zu beobachten, will ich nicht des Näheren ansführen.

Nachdem endlich auch das Letzte geordnet war, was noch zu ordnen gewesen, fuhr sie nochmals mit der Hand glättend über das Tafeltuch und erhob sich mit einem glücklichen Lächeln. Als jedoch ihr Auge die väterliche Mühle drüben streifte, trat in ihre Miene wieder jener beklommene Ausdruck, der erst wich, indem sie noch einen hastigen Blick in meine Malerei warf und nun gefesselt vor derselben stehen blieb. Da hielt sie nun mit gefalteten Händen in deren Betrachtung versunken. Unbemerkt trat ich zu ihr.

„Riekchen," sagte ich, meinen Arm zärtlich um ihren stolzen Leib legend, „wie glücklich machen Sie mich!"

Der Schreck der Ueberraschung ließ die Erblassende nur tiefer in meinen Arm sinken. Doch fühlte ich, wie ihr warmes Blut wieder aus dem Herzen in Nacken und Wange stieg. Und nun stand sie glühend da.

„Ja," wiederholte ich. „Wie danke ich Ihnen, daß Sie Wort hielten!"

„Was kostete es mich aber auch!" erwiderte sie fast bedrückt. Doch fügte sie gleich mit heiterem Drängen hinzu: „Nun lassen Sie Ihr Mahl nicht kalt werden und sich Alles schmecken."

Ohne ihre Hand loszulassen, um ihr die Gelegenheit zum Entwischen zu nehmen, bückte ich mich nach den schmackhaften Carbonaden und lobte sie so sehr, daß sie über meinen Appetit lachte. Sie mußte sich mit mir am Mahle niederkauern, auf den Rasen knieen, um mir nun auch aus dem Kruge einzuschenken, wobei ich in ihr süßes Antlitz sah und den Arm um ihren edeln Wuchs schlang. Mitten im Glück des Augenblicks ging ihr ein Schauer durch die Glieder und seufzend sagte sie:

„Ach! Wenn es der Vater ahnte! Wie soll es noch werden!"

„Mein Weibchen sollst Du werden!" sprach ich ihr tröstend zu.

Sie athmete schwer auf, sah mich dann aber zärtlich, vertrauend an.

„O, daß ich die Hoffnung hegen dürfte!" erwiderte sie. „Und doch, was soll aus mir werden, wenn . . ."

In ihren Augen lag eine bange Frage.

„Was zweifelt mein Kind!" versetzte ich. „Du liebst mich, wie ich Dich liebe. So wollen wir alles Glück theilen und alle Schwierigkeiten gemeinsam überwinden, die der Seligkeit noch entgegenstehen, Dich mein, ganz mein zu nennen, mein süßes, liebes Riekchen!"

Und meine Lippen sogen jetzt von ihrem Munde die glückliche Bestätigung, wie heiß ihre eigenen Wünsche mit den meinigen übereinstimmten. In weltvergessener Glückseligkeit schwand eine halbe Minute unter den säuselnden Birken hin. Dann drängte sich ein rauhhaariger Kopf zwischen unsere Häupter. Der losgelassene Kettenhund stand lebhaft wedelnd zwischen uns.

„Sultan faß! faß!" schrie eine keuchende Stimme in der Nähe, deren Klang dem geliebten Mädchen alles Blut erstarren machte.

„Allmächtiger Gott!" rief sie entsetzt. „Mein Vater!"

VIII.

Wir hatten uns beide rasch erhoben und standen da in fürchterlichem Erwachen aus süßem Traum.

In der That, es war der Buschmüller, der da mit einem schweren buchenen Knüttel bewaffnet, am Rand des Kornfeldes, so rasch er nur konnte auf uns loskam, mit wuthentstelltem Antlitz, außer Athem, in Schweiß gebadet, dampfend.

„Sultan faß!" kam nochmals röchelnd aus seiner haßerfüllten Brust. Und es war ein Trost, wenn auch ein unzureichender in unserer Lage, daß der gute Hund seine Aufgabe menschenfreundlicher auffaßte und sofort die noch übrig gebliebenen Karbonaden faßte und verschlang.

Riekchens erste Regung war, mit mir zu fliehen. Allein sie stand wie gelähmt und sah mit einem Blick voll Todesangst auf mich, als jetzt aus einer Furche des Roggenfeldes Hanns Jochen, ebenso bewaffnet, wie der Vater, auf uns losstürzte und triumphirend brüllte:

„Nun haben wir ihn im Sack!"

Der Anblick des ungeschlachten Menschen, der mir schon von Anfang an einen Widerwillen eingeflößt hatte, empörte mich. Um seinen Ausruf gewissermaßen zu bekräftigen, erschien auch noch von der andern Seite her Fritz Lind, der Verlobte Riekchens mit seinem Gewehr. Es war offenbar, der Ueberfall fand in Folge einer Verabredung statt; man wollte dem Müller nicht blos die Augen öffnen, sondern auch Rache üben. Diese dritte Annäherung erschütterte uns. Riekchen drückte die Hände vor die Augen und rief mir zu, indem sie sich mit ausgebreiteten Armen vor mich stellte, um die Angreifer abzuhalten:

„Ach, retten Sie sich!"

„Niemals!" rief ich entschlossen. „Ich verlasse Dich nicht!"

Der entscheidende Augenblick war gekommen, der einmal kommen mußte. Zum Aeußersten entschlossen, fühlte ich mich stark genug, sie auch gegen eine dreifache Uebermacht zu schützen. Und man traf mich nicht unvorbereitet. Auch Riekchen, mein sanftes Riekchen zeigte sich jetzt in der Stunde der Noth als ächte Walküre. Ihr Vater und Hanns Jochen waren uns am nächsten und drangen wüthend auf uns ein, und nun vergaß sie alle Rücksichten, als die, welche ihr die Liebe eingab.

„Fritz, Fritz!" rief sie mit flammendem Antlitz. „Halte den Vater!"

Und während Lind, ihrer Aufforderung auch sofort nachkommend, den Buschmüller zurückzuhalten suchte, legte sie schirmend ihren rechten Arm um meine Schulter und hielt den linken empor, um den Schlag abzuwehren, zu welchem Hanns Jochen schon gegen mich ausgeholt hatte. Der Unhold suchte sie wegzudrängen und mir besser beizukommen, indeß sie seinen Bewegungen mit gräßlicher Angst für mich folgte. Inzwischen war ich nicht ruhig geblieben.

„Fürchte nichts, Geliebte!" flüsterte ich ihr zu und hatte bereits den geladenen Revolver aus der Brusttasche gerissen, wo er für solchen Fall bereit gelegen, während ich Riekchen mit der Linken umfaßte.

„Zurück!" donnerte ich dem ungeschlachten Menschen zu. „Oder ich zerschmettere Dir den Schädel!"

Und damit hielt ich ihm den blitzenden Revolverlauf mit so entschlossener Miene entgegen, daß er, meinen Ernst merkend, erblaßte und mehrere Schritte zurückprallte. Die Waffe hatte doch Eindruck auf den Unhold gemacht.

„Rühr' Dich nicht, Schurke, wenn Dir Dein Leben lieb ist!" setzte ich hinzu, indem ich ihn fest im Auge behielt und den Fuß vorsetzte.

Ich war so empört über sein viehisches Vorgehen, daß ich darnach begierig war, ihm einen Denkzettel für's Leben zu geben und ihm mindestens die Kniescheibe oder das Schulterblatt zu zerschmettern, wenn er den Angriff zu erneuern versuchen sollte. Für den Augenblick fand er es jedoch gerathen, davon abzustehen.

Mittlerweile hatte sich zu meinem Erstaunen Fritz Lind des Vertrauens würdig gezeigt, das seine Verlobte in ihn setzte. Mit kräftigem Arm hatte er den Buschmüller umfaßt und den etwas unbeholfenen Mann trotz seines Tobens und Strampelns zurückgehalten.

„Fritz," schrie dieser ächzend, „laß mich und gib mir Dein Gewehr. Dein Gewehr, hörst Du!"

„Nein Vater," erhielt er jedoch zur Antwort, „macht nicht Euch und Euer Kind unglücklich."

„Die ungerathene Dirne! Oh, oh!" stöhnte der Müller. „Und Du, Fritz, hast auch keine Kugel für den Schubjack? Falscher, feiger Bube!" ächzte er, indem er sich vergeblich loszuwinden versuchte, rasend und schäumend in ohnmächtiger Wuth, als ihm der Neffe noch den Knüttel entrang und denselben weithin in den See schleuderte.

„Den Knüttel weg, Lümmel!" hatte auch ich dem Knecht Hanns Jochen zugerufen, indem ich ihm näher trat, während Riekchen jetzt die Hände rang.

Der Unhold mochte mir wohl den Ernst ansehen, denn er warf seine Waffe hinter sich auf den Rasen, jedoch nicht so weit, daß er sie nicht gelegentlich wieder aufnehmen konnte. Jetzt ließ Fritz den Buschmüller los, um sich nach Hanns Jochens Knüttel zu bücken, worauf er ihn ebenfalls in den See schleuderte. Der Gefahr, erschlagen zu werden, war nun für's Erste vorgebeugt. Allein was nun erfolgte, war noch aufregend genug. Der Buschmüller war außer sich und sah sich im Kreise um nach dem Opfer, auf welches er sich stürze. Die Zähne geblöckt, mit geballten Fäusten, blutunterlaufenen Augen trat er dann auf mich zu und blieb dicht vor mir stehen: schweißtriefend, keuchend, röchelnd, der mächtige Körper erzitternd; ein schrecklicher Anblick. Unmittelbar an mich mochte er sich doch nicht getrauen, allein seiner Tochter wollte er beikommen, seinem Riekchen, die in unbeschreiblicher Erregung von meinen Armen gedeckt nach ihm sah.

„Mensch," heulte er jetzt förmlich auf, „laß Er mich zu meinem Kinde!"

„Nicht jetzt, Buschmüller," sagte ich besänftigend. „Sie müssen sich erst beruhigen. So lange ich lebe, darf mein Riekchen nicht mißhandelt werden."

„Sein Riekchen! hurrje!" brüllte er auf und schlug sich beide Fäuste an die Schläfen.

„Lassen Sie mich zu meinem Vater!" flehte jetzt Riekchen weinend und mit aufgehobenen Händen hinter mir.

„Wenn Vater Brandt sein Wort gibt, mich anzuhören, seine Tochter nicht zu mißhandeln," sprach ich, „und wenn er verspricht . . ."

„Herr!" unterbrach mich der Buschmüller aus tiefster Brust stöhnend. „Es ist mein einziges Kind!"

Das Wort hatte mich getroffen und bewegt; ich ließ Riekchen gewähren, und indem sie sich ihm näherte, jammerte sie mit aufgehobenen Händen:

„Vater, lieber Vater!"

Er sah sie mit einem unbeschreiblichen Blick an. Der trostlose, anklagende Ausdruck desselben erschütterte mich; der Mann jammerte mich, und doch mußte ich selbst hart sein. Dann wandte er das Gesicht von ihr ab und machte mit dem linken Arm eine fortweisende, traurige Bewegung, indem er dabei Fritz Lind ansah.

„Nimm sie mit fort!" setzte er noch hinzu, und der junge Mann reichte auch der Gebrochenen den Arm, um sie heimzuführen. Allein Riekchen zögerte, indem sie ihre Augen mit tödtlicher Besorgniß von mir zu ihrem Vater gleiten ließ, während derselbe keuchend auf und nieder schritt, plötzlich aber den gesenkten Kopf aufwarf und mich mit einem Hassesblick ansah, dem jedoch keine Verachtung beigemischt war.

„Und was wollen Sie noch von mir?" fragte der Buschmüller hierauf.

Ich blickte auf Hanns Jochen, der sich ebenfalls wieder mit seinem stieren Gesichte genähert hatte. Der Lümmel schien es als ein Recht zu betrachten, was ich zu sagen habe, mit anzuhören. Keineswegs gesonnen, ihm dies zu gestatten, fing ich jetzt an:

„Was ich zu sagen habe, sage ich Ihnen, Herr Brandt. Dieser Hüne mag sich also entfernen."

„Welcher Hüne?" fragte der Müller, indem er fragend über das Taschentuch schaute, mit welchem er sich das Gesicht abtrocknete.

„Knecht Hanns Jochen," sagte ich.

„Also geh, Hüne!" sprach der Müller, der nach Fassung rang und, als der Hüne nicht folgte, ihm ernstlich gebot nach der Mühle zurückzukehren und aufzuschütten.

Jetzt erst wandte sich der Unhold hinweg, noch tückisch hinter meinem Rücken mit der Faust drohend, und auch Riekchen folgte dem Zuspruch Fritz Lind's und seiner Führung nach der väterlichen Mühle zurück. Als ich nun allein war mit dem Buschmüller, der noch immer keuchte und fauchte, fing ich sofort an, indem ich mich bemühte, bestimmt, jedoch in achtungsvollem und versöhnlichem Ton zu sprechen:

„Mir thut es aufrichtig Leid, Herr Brandt, daß ich Ihnen begegnen mußte, wie ich dem Vater Riekchens nicht gern begegne."

„So!" sagte er kurz und schnaubend. „Und was will man nun vom Vater Riekchens?"

„Die Hand seiner Tochter."

Der Buschmüller fuhr mit angehaltenem Athem auf. Er hatte Wunderliches erwartet, war aber doch durch diese Eröffnung überrascht.

„Wa—Was!" rief er. „Sonst nichts? Warum nicht gar!"

„Es ist nicht anders," fuhr ich fort. „Ich bitte nochmals um die Hand Riekchens, obgleich Sie mir dieselbe bereits gewährt haben."

„Ich? Wie! Ich?"

Der Buschmüller schien aus einem Erstaunen in das andere zu fallen.

„Ja, Sie, Herr Brandt," erwiderte ich. Mit einem Handschlag haben Sie gelobt, daß alles Lebende mein Eigen sei, was ich hier, auf Ihrem Grund und Boden und in der Rolle, mit der Sie mich zu beauftragen die Güte hatten, erreichen könne. Ich denke, Sie werden als redlicher Mann Ihr Wort nicht brechen wollen."

Der Buschmüller stand wie aus den Wolken gefallen. Dann versuchte er zu lachen, allein es gelang ihm nur übel.

„Je nun, das war ein Jux!" sagte er hierauf.

„Mir ist's aber Ernst und ich habe Wort und Handschlag."

„Er wird doch nicht glauben wollen, daß ich Ihm etwa ein Pferd überlassen wollte, wenn . . ."

„Vierbeiniges war ausdrücklich ausgenommen," fiel ich ein, „sonst alles Lebende ebenso ausdrücklich in der Uebereinkunft mitbegriffen. Und Sie haben mit einem Handschlag gelobt, an Ihrem Wort weder zu mäkeln noch zu deuteln."

Er sah sehr verdutzt drein.

„Das ist ja Narrethei," fuhr er dann auf, indem er beide Arme empor warf und mit einer sprechenden Geberde wieder fallen ließ. „Mein Riekchen ist ja längst verlobt und hält demnächst Hochzeit."

„Das nicht, wenn nicht mit mir, Vater Brandt," erwiderte ich mit gelassener Bestimmtheit.

„Pah! Fritz, ihr Verlobter, war ja eben noch hier. Mein Neffe! Ist ja eine ausgemachte Sache!" Der Buschmüller sagte dies in merklicher Verwirrung.

„Ihr Verlobter, aber, wie es scheint, nicht Geliebter," warf ich jetzt ein. „Sollte denn dem Vater entgangen sein, daß sich Fritz und Riekchen wie Geschwister, nur nicht wie Brautleute lieben! Mir, dem Fremden, ist es doch sofort aufgefallen."

Der Buschmüller starrte mich fassungslos an. Denn in der That schien dies die einzige Erklärung des Verhältnisses zwischen den Verlobten, zu der ich freilich erst durch die Erfahrungen der letzten Stunde gelangt war. Hin und wiederschreitend, in unarticulirten Lauten seine Unruhe verrathend, stellte sich der Bestürzte plötzlich wieder vor mich hin und fragte:

„Aber wie kommt man zu der Tollheit? Wer sind denn Sie eigentlich mit Ihrem großen Bart?"

Ich nannte ruhig Name, Stand und Herkunft.

„Aber, Herr," fuhr er fort, „glaubt man denn in Berlin, der Buschmüller gebe sein einziges Kind einem hergelauf — — einem Maler!!"

„Man ist davon überzeugt," sagte ich mit einigem Humor. „Müller und Maler klingt gut zusammen und Geld verdient Einer wie der Andere."

„Nur mit Unterschied," entgegnete der Buschmüller sich aufrichtend und mit den Thalern in der Tasche klimpernd. „Ich will ja annehmen, daß die Malerei kein übles Brod ist. Aber wie viel ist denn so ein Bild werth?"

„Je nachdem," erwiderte ich im Geschäftston. „Ich darf jetzt für ein Gemälde wohl meine zwölfhundert Thaler fordern."

„Fordern, ha ha! aber woher kriegen!"

„Ich habe schon zweitausend bekommen."

„O ja!" betheuerte jetzt Fritz Lind, der vielleicht von Riekchens Besorgnissen zurückgetrieben, sich wieder unbemerkt angeschlossen hatte. „Das glaube ich schon, wenn dieser Herr der Maler Schönbart ist."

„Was?" rief jetzt der Buschmüller. „Für ein Ding, nicht größer als ein Nudelbrett, einen Preis wie für dreihundert Centner feines Weizenmehl!"

„Ungefähr so viel," bestätigte der junge Lind.

„Und bei solchem Verdienst trägt man solchen Bart?" fuhr der erstaunte Müller fort, indem er hin und her schritt, während eine jähe Hoffnung in mir aufstieg, daß nun doch eine Sinnesänderung bei ihm stattfinde und sein Widerstand unter der Wirkung meiner Gründe zerbröckele. Plötzlich wandte er sich an seinen Neffen und sagte: „Du könntest in's Dorf gehen und den Schulzen fragen, wann er denn seine zwei Wispel Gerste zum Schroten bringe. Kannst auch beim Förster wegen dem neuen Wellbaum anfragen. Habe unterdeß mit dem Herrn da noch zu reden."

„Auch ich habe mit dem Herrn Maler noch ein Wort zu sprechen," versetzte der junge Mann ernst, indem er mir einen durchdringenden Blick zuwarf, den ich nicht zu deuten wußte. Hierauf empfahl er sich, um die Aufträge des Oheims auszurichten.

„Nu, ganz gut," hub dieser an, während sein Neffe sich entfernte, „wenn Alles so ist, wie ich gehört habe, Herr Maler, und sich Alles richtig so verhält, so hat ein Mann wie Sie zu leben und sein gutes Brod — auch ohne reiche Frau. Hat also nicht nöthig, meinem Kinde auf Schleichwegen nachzustellen, und der Streich eines ehrlichen Mannes ist das nicht, Herr Maler, wenn man auf solche Weise zu meiner Tochter kommen will."

Es schwirrte mir im Kopfe, als sänke ich aus allen Himmeln, die sich meine Hoffnung eben selbst noch aufgebaut hatte.

„War es etwa schön vom Buschmüller, mich als Vogelscheuche verwenden zu wollen?" fragte ich aufgebracht.

„Schön oder nicht schön, — hier der bedungene Lohn, — ich gebe noch einen Tag drein, — — dann sind wir quitt.“

Und damit holte er einen Thaler aus der Tasche, den er mir einzuhändigen suchte.

„Mit nichten! Buschmüller,“ sprach ich jetzt etwas bestimmter, „damit sind wir nicht quitt.“

„Noch ein Trunk drein etwa? Daran soll es nicht fehlen.“

Mit großer Ruhe versetzte ich jedoch:

„Ich laß Ihnen das Bier und nehme Ihr liebes Riekchen.“

„Ih, sonst nichts! Das fehlte mir noch!“ fuhr er wieder auf und schritt mit zusammengeklemmten Lippen hin und her. „Ich will dem lieben Riekchen schon die Narrenspossen vertreiben.“

„Sie werden ihr nichts zu Leid thun, Vater Brandt.“

„Wie? Vater Brandt! — so familiär sind wir noch lange nicht, Herr Maler. Und das Uebrige geht Sie nichts an. Geschlagen habe ich sie noch nicht, dafür habe ich nur das einzige Kind. Und das mögen Sie sich nur aus dem Kopf schlagen!“

Da war ich nun wieder so weit, wie zuvor. Aber ich war nicht gesonnen, mich noch von der Hartnäckigkeit des Buschmüllers in meinem Entschlusse beugen zu lassen. Sein Widerstand mußte brechen, heute oder morgen. Allein, alles Hin- und Herreden half da nichts mehr. Das sah ich ein, als sich jetzt bei einbrechender Dämmerung der Mann einstellte, welcher mein Handwerkszeug nach Lippenwalde zurückbringen sollte. Ich mußte ein Ende machen und den Müller da fassen, wo er noch am handsamsten war.

„Hoffen Sie das nicht,“ antwortete ich ihm auf seine letzte Mahnung. „Um zum Schluß zu kommen, Buschmüller, erkläre ich ein für allemal, daß ich an unserer Uebereinkunft festhalte und darauf bestehe, daß ihre Bestimmungen genau vollzogen werden. Darnach ist Ihr Riekchen schon mein. Machen Sie fort und fort Einwürfe, so muß ich annehmen, daß Sie ein wortbrüchiger Mann sind, Buschmüller. Das wäre mir leid, verstehen Sie, wenn ich Sie als einen solchen nehmen müßte. Daß ich Riekchens würdig bin, fühle ich, kann Sie aber hier davon nicht überzeugen. Kommen Sie Morgen — es ist ja Markttag — nach Lippenwalde in die Post, so will ich mich über Vermögen und Familie ausweisen. Auch kennen mich nun verschiedene angesehene Männer da. Versprechen Sie mir zu kommen, Buschmüller. Unsere Uebereinkunft ist von Ihnen noch unvollzogen. Ich halte Sie beim Wort. Allein, wenn Sie nicht das Beste von mir sehen und hören, so gebe ich Ihnen Ihr Wort zurück, Buschmüller — aber auch nur dann. Wie ist's? Werden Sie kommen?“

Er nickte stumm und mürrisch, doch war es eine Bejahung, und ich gab mich zufrieden. Was wollte ich für jetzt auch anderes thun! Hätte ich nur beruhigt hinsichtlich Riekchens Seelenzustand sein können. Welcher Kampf stand ihr noch bei der Heimkehr des Vaters bevor! Da ging er jetzt von mir, den er nun doch wohl anders taxirte, mit gesenktem Haupt ohne ein Wort des Abschieds, nur mit dem Stoßseufzer:

„Dem haarigen Maler soll ich mein Riekchen geben? Eher laß ich mich schinden!“

Ich aber gelangte an jenem schwülen Abend, als die Nacht schon eingebrochen war, unter wechselnden Gefühlen von süßen Hoffnungen und peinlichen Befürchtungen durch das alte Stadtthor nach meinem Gasthof zurück, wo ich noch mit Pastor Schmidt auf

meinem Zimmer eine lange und vertrauliche Unterredung hatte, bevor ich den Schlaf suchte, den ich lange nicht finden konnte.

IX.

Der entscheidende Tag war stürmisch genug angebrochen — unter Donner und Blitz und strömendem Regen, der noch in den halben Vormittag hinein währte. In peinlicher Unruhe schritt ich auf meiner Stube umher und trat dann und wann an's Fenster, um die Marktleute zu beobachten, von welchen nur wenige den ersten Gasthof besuchten, so daß das Haus verhältnißmäßig ruhig war. Nun kommt ein Reiter — kothbesprützt so Mann wie Pferd — zum Stadtthor herein und hält vor dem Gasthof. Ich schließe hastig das Fenster; es ist Fritz Lind, Riekchens Verlobter. Also statt des Vaters der Bräutigam. Was bringt er? Wohl eine Forderung, der ich nicht ausweichen konnte.

In der That dauerte es nicht sehr lange, so dröhnten Reiterstiefel auf dem Gange und der Treppe — es kommt näher, klopft an. — Herein! — Fritz Lind trat ein.

„Sie werden über meine Erscheinung überrascht sein," sprach er. „Doch müssen Sie mich nehmen, wie ich jetzt bin. Ich will Sie nicht lange in Ungewißheit lassen. Wollen Sie, was ich Ihnen zu sagen habe, stehend oder sitzend in Empfang nehmen? Ich zöge letzteres vor, denn ich bin etwas erschöpft."

So machte ich denn eine einladende Handbewegung, und wir ließen uns nieder. Sofort hub er wieder an:

„Ich habe einen weiten Weg gemacht, um zu Ihnen zu gelangen."

„So! Man sollte nicht denken."

„Doch. Es ist so! Sie können sich darauf verlassen, mein Herr. Ich hatte einen Ritt weit über die Bahnstation hinaus zu machen und komme nun bei dem garstigen Wetter direkt von dort zu Ihnen, mein Herr."

„Dann muß es sich um eine Sache von Wichtigkeit handeln."

„Sie irren durchaus nicht, Herr Schönbart. Vielleicht wissen Sie bereits, daß ich der Verlobte Riekchens bin."

„So habe ich gehört."

Wir faßten uns gegenseitig in's Auge, dann fuhr ich fort:

„Was Sie mir zu eröffnen haben, Herr Lind, darauf bin ich sehr gespannt. Ich hoffe, es ist etwas Freundliches."

„Was ich Ihnen zn sagen habe, heischt Vertrauen," fing er jetzt an. „Wollen Sie an meinen Ernst glauben, wie ich nicht zweifle, daß ich es mit einem Mann von Ehre zu thun habe."

„Zweifeln Sie nicht daran, Herr Lind, Sie werden mich bereit finden zu jeder Genugthuung..."

„Allerdings Genugthuung," fiel er ein. „Allein, selbst auf die Gefahr hin, mißverstanden zu werden, muß ich eine Gewissensfrage vorlegen."

„Sprechen Sie."

„Vor Allem antworten Sie aufrichtig: Lieben Sie meine Verlobte?"

„— Ja!"

„Mit redlichen, ernsten Absichten, wie ein Mann, der Alles an seine Liebe zu setzen gedenkt?"

„Verlassen Sie sich darauf. Ich wäre sonst nicht hier."

„Entschuldigen Sie — lieben Sie Riekchen um ihrer selbstwillen? Riekchen ist eine reiche Erbin.“

„Ich habe nie hieran gedacht und bin der Lage, nicht darauf Rücksicht nehmen zu müssen. Ich liebte Riekchen schon, als ich nicht wissen konnte, wer sie sei.“

„Gut denn, das habe ich mir auch gedacht!“ sprach er. „Riekchen verdient diese Liebe, die uneigennützige Hinneigung eines Mannes. Ich weiß das am besten zu beurtheilen — ich kenne ihr edles, reines Gemüth, ihre Eigenschaften. Habe ich sie doch selbst schätzen und lieben gelernt — wie eine Schwester. Ja, mein Herr, sehen Sie in mir nichts weiter als einen Bruder Ihrer Geliebten, der selbst weiß, wie heimliche Liebe thut.“

Ich faßte nach seiner Hand und drückte sie, als er fortfuhr:

„Allein das hilft keinen Schritt weiter, das Herzeleid wird uns nicht erspart werden, wenn nichts den Willen meines Ohms bricht. Es ist Gefahr in Verzug. Eine böse Nacht liegt hinter uns und nur zu wahrscheinlich ein noch schlimmerer Tag vor uns. Vater Brandt ist bereits mit seinem Riekchen in der Stadt, um die Hochzeitgewänder einzukaufen. Er ist in einem andern Gasthof vorgefahren, wie ich höre, und nun sitzt das arme Riekchen bei Pastors Sophie drüben im Pfarrhause mit Weinen und Wehklagen. Denn in acht Tagen soll unsere Hochzeit sein.“

Hier sprang er rasch vom Stuhle auf und wandte sich an ein Fenster, um seine Bewegung zu verbergen. Ich folgte ihm dahin und legte die Hand auf seine Schulter.

„Trösten Sie sich, lieber Freund!“ [illegible]. „Wenn Sie und ich, Riekchen und deren Freundin Sophie — ich habe doch Recht, Herr Lind? — wenn wir vier zusammen stehen, so mag es doch mit Wundern zugehen, wenn nicht lustigere Hochzeiten gefeiert würden.“

„O, Sie kennen meinen Onkel nicht!“

„Nur getrost. Ich denke, er und ich werden uns noch sehr genau kennen lernen.“

„Allein diese Zuversicht hielt doch nicht lange nach, als mich Herr Lind verlassen hatte, um Marktgeschäften nachzugehen. Auch Pastor Schmidt, dem ich Abends zuvor meine Papiere vorgelegt hatte, meinte dabei, er wolle zwar dem Müller gehörig in's Gewissen reden; allein er hatte mir nicht vorenthalten, wie Alles nichts helfe, wenn einmal ein Bauer oder Müller seinen Kopf aufgesetzt habe.

Inzwischen hatte mich die Unruhe in die große Gaststube hinunter getrieben. Dieselbe hatte einen Verschlag, in welchem der Tisch für die ausgewählteren Gäste stand, welche vom Saal aus nicht bemerkt wurden, durch das verhängte Fensterchen jedoch selbst genau beobachten konnten, was draußen vorgehe. Dort saß ich jetzt allein, der Dinge harrend, die kommen sollten. Auch der Saal war noch leer; eben trat Pastor Schmidt ein, den ich erwartete; gleichzeitig aber polterte ein anderer Gast herein, schnaubte, streckte und dehnte sich, indem er seinen Hut in eine Ecke, sich selbst aber hinter einen Tisch warf, daß die Bank krachte. Ich vermochte unbemerkt Alles zu sehen und zu hören.

„Eine Flasche Sorgenbrecher! Lafittchen!“ rief der Mann. „Donnerwetter, Sie sind's, Herr Pastor, hätte Sie beinahe übersehen. Geht mir eben viel im Kopf herum.“

„Nun, was gibt's, Buschmüller?“ fragte Pastor Schmidt milde, indem er seine Pfeife aus dem Munde nahm.

„Böse Geschichten! Böse Geschichten."

„So, so! Haben Sie einen Prozeß verloren?"

„Ih, nicht doch. Mein Riekchen will —" und er ließ die Faust dröhnend auf die Tischplatte fallen — „will den haarigen Maler heirathen!"

„Das finde ich klug von dem Riekchen."

„Herr Pastor!! Wie? Würden Sie ihm eine Tochter geben?"

„Alle drei, wenn er sie wollte. Alle drei!"

„Weiß schon, Herr Pastor, Sie lieben bei aller Würde ein Späßchen. Im Ernst: wenn hier mein Schwestersohn Fritz Lind stände und da der haarige Maler mit seinem Bart — wem möchten Sie Ihre Tochter — Fräulein Sophie — geben?"

Pastor Schmidt kratzte sich bedenklich an der Stirn, bevor er antwortete.

„Das ist allerdings eine ernste, heikle, eine Gewissensfrage, Buschmüller. Es handelt sich ja um das Lebensglück eines Kindes. Die Hauptsache wäre, wer sie möchte und wen sie am liebsten hätte. Euer Schwestersohn ist ein braver, wackerer junger Mann, das muß man ihm lassen, könnte auch wählen, ohne auf Vermögen sehen zu müssen, und gerne würde ich ihm meine Sophie geben, wenn davon die Rede sein könnte. Allein der Maler, Buschmüller, ist denn doch noch etwas Anderes."

„Hm! Woso?" fiel der Müller widerspenstig ein, indem er seine Fäuste auf den Tisch stemmte.

„Wißt, es ist etwas Eigenes um die Kunst," fuhr der gute Pastor in seinem Bekehrungseifer fort. „Fürsten und Regenten suchen ihre Jünger auf, die Mächtigsten beugen sich vor ihrem Genius, das heißt, wenn sie Empfänglichkeit und Bildung genug haben. Seht, Meister Brandt, Ihr seid Herr auf Eurer Mühle und bildet Euch was darauf ein. Ich bin hier Pastor und drüben wohnt der Amtmann und bildet sich was ein auf sein Aemtchen. Es ist dumm, denn in der Welt draußen weiß man nichts von uns. Oder glaubt Ihr, daß man in der großen Welt etwas vom Buschmüller, vom Amtmann oder Pastor Schmidt von Lippenwalde oder selbst vom Herrn Landrath etwas wisse, wo Jedermann den Maler Schönbart und seine Bilder kennt und rühmt? —"

Der Müller zuckte mit den Achseln, was ebenso Gleichgültigkeit als Nichtwissen bedeuten konnte. Des Pastors Aussaat fiel unverkennbar auf unfruchtbaren Boden; doch ließ sich mein Freund nicht beirren und fuhr also fort:

„Ich sage ja immer, vor der Kunst haben nur die Besten Achtung. Die Anderen dagegen, die Rohen und Ungebildeten — und das sind nicht immer die Bauern und Müller — die Dummen und Eingebildeten am wenigsten. Allein man rechnet's ihrem Unverstand an und verzeiht es ihnen. Natürlich, sie müssen auf das Bischen pochen, was sie sind und haben, Ihr auf Eure Buschmühle, ich auf mein Pastorat, der Amtmann auf sein Aemtchen. Und wenn wir dann den Weg alles Fleisches gehen, sind wir todt; ein Anderer mahlt auf Euerer Mühle, ein neuer Amtmann tritt in's Amt und kein Mund fragt mehr nach dem vorigen, ein anderer Pastor steigt auf die Kanzel und predigt."

„Aber wie! Nicht wie Sie, Pastor Schmidt."

„Er predigt!" sagte der Pfarrer mit Nachdruck. „Und der neue Amtmann sitzt zu Gericht, wie der frühere und hunderttausend Andere, denn es ist ja kein Mangel an Leuten, die der Staat zahlt, und Gesetze werden ja auch immer darauf los gemacht, damit sie etwas zu thun haben; und sprengt dann irgend ein verfluchter Kerl die Welt in die Luft, so können sie ihn doch nicht verurtheilen, denn der Fall ist nicht vorgesehen.

Also für all' das geb' ich nicht viel. Ein Volk wird nicht nach der Zahl seiner Beamten und Müller gewerthet, sondern nach dem, was es für die Entwicklung der Menschheit leistet. Dies aber leisten zumeist nur die, um welche der Staat sich nicht kümmert, die da dichten und schaffen, um ihre Nation vor andern zu erheben. Ehre diesen, Ehre der Kunst! Ohne sie ist der Mensch ein Thier, und leider gibt es jetzt immer mehr Leute, die nichts Anderes sein wollen. Aber wie sagt Schiller triumphirend: „Die Kunst, o Mensch, hast Du allein!" Damit hat er aber Euch nicht gemeint, Buschmüller."

Lächelnd hörte ich aus meinem Versteck zu. Die Wirkung bezweifelnd, welche der gute Pastor von seinen Ausführungen erwartete, belustigten mich die seltsamen Umwege, auf denen er zum Ziel gelangen wollte. Der Buschmüller trank unterdeß von seinem rothen Franzwein, gab sich zwar sichtlich Mühe, aufzumerken, schien aber Manches nicht verstanden zu haben und an Anderm keinen Gefallen zu finden. Mittlerweile war eine herrschaftliche Equipage draußen vorgefahren und rief im Gasthof ein lebendigeres, geschäftigeres Treiben hervor. Pastor Schmidt und der Buschmüller blieben jedoch völlig unberührt davon bei ihrem geistigen Austausch, und ich hörte jetzt den letzteren sagen:

„Das Alles mag wahr sein, ist mir aber zu hoch, Herr Pastor. Eines nur möchte ich fragen: Sie sagen, wenn wir todt sind, sei es aus mit uns. Glauben Sie nicht an ein anderes Leben, Pastor?"

„Fest! fest!" betheuerte dieser. „Es liegt ja in meinem Amt, Buschmüller! Aber über das Wie, Wo und Wann müßt Ihr mich nicht auf's Gewissen fragen, auch nicht daran denken, daß Ihr im Himmel mit kreuzweis umgeschnallten vollen Geldkatzen herumstolziren werdet, wie auf dem Lippenwaldener Markt, oder daß Ihr vielleicht zum Dampfmüller vorrückt; braucht auch nicht zu fürchten, daß Ihr Euch im Himmel mit einer Windmühle begnügen müßt. Denn es wird ganz anders sein, als wir Menschen es uns zu denken vermögen. Nur Eines ist zu merken: daß wir dieses unser Erdenleben nicht verbittern durch Eigensinn und Dünkel, daß wir es uns durch Liebe versüßen und verschönern sollen durch die Kunst, deren Jünger ihre göttliche Sendung zumeist bethätigen, indem sie dem höchsten Geist nachstreben und gleich ihm schaffen und bilden, was bleibend erfreut und erhebt, wie es unser Maler auch thut."

„Der mit seinem Bart?"

„Gerade der ist einer von denen, die es vermögen. Darum wird er auch noch viel Ruhm ernten."

„Jh, Pastorchen, was hilft der Ruhm bei leerer Tasche!" hielt der Buschmüller entgegen, indem er in der eigenen einen Stoß harter Thaler niederfallen ließ zum klingenden Beweis, daß sie gefüllt sei.

„Will unser Maler," versetzte jetzt der Pastor eifrig, „blos um Geld und nicht um der Kunst willen arbeiten, so kauft er Euch alle aus. Glaubt mir das, er hat zu leben. Und wenn er Euch die Ehre anträgt, Euer Schwiegersohn zu werden, so dürft Ihr überzeugt sein, daß er Euer Riekchen und nicht Euer Geld will."

„Je nun," sagte der Müller mit den Lippen schmatzend, „dafür sorg' schon ich, daß er mein Geld nicht kriegt und mein Riekchen auch nicht."

„Und doch würde es Euch freuen, zu hören, wie angesehen und geehrt Eure Tochter, die Ihr ja doch zu einer Dame habt erziehen lassen, als Gattin des Malers ist, wie sie in die beste und vornehmste Gesellschaft kommt. Denkt Euch, wie ihr Herzlein

poppern wird, wenn gelegentlich einmal unser Kronprinz selbst oder die Frau Kronprinzessin in ihrer Gegenwart mit ihrem Manne sich unterhalten."

„Hm!" machte der Buschmüller achselzuckend zum Beweis, daß die Ausführungen des Pastors noch keinen besonderen Eindruck auf ihn hervorgebracht hatten. „Es will mir doch nicht scheinen, daß man vor so hohen Herrschaften solchen Bart tragen darf."

„Aber, Mann!" rief jetzt der Pastor ungeduldig, „unser Kronprinz trägt ja einen gleichen.

„Im Krieg," entgegnete der unerschütterliche Müller, „ja, im Krieg, wo es gilt den Dänen, Kroaten oder Franzosen Schrecken einzujagen; da mag er ihn tragen. Will er aber wieder zur Frau Kronprinzessin heim, so rasirt er sich vorher, sagt Hanns Jochen."

„Hanns Jochen ist ein Horn —"

„Ochse. Möglich, daß Sie hierin Recht haben, Herr Pastor; im Andern hat Hanns Jochen Recht."

Und damit trank der Buschmüller sein Glas aus, während der Pastor nachgerade am Erfolg seiner Aufgabe verzweifelte. Ich selbst erkannte, daß ich den guten Mann nicht lange mehr den Kampf allein führen lassen durfte und daß ich jetzt mit dem schweren Geschütz meiner eigenen Argumente eingreifen müßte, wenn es zur Entscheidung kommen sollte. Der Pastor wollte keine Worte mehr an so verhärtetes Gemüth verschwenden und fragte jetzt kategorisch:

„Meister Brandt, werden Sie an das Lebensglück Ihrer Tochter denken und Riekchen dem Maler zur Frau geben oder nicht?"

„Ich?" rief auch der Müller entscheidend mit einem Schlag auf den Tisch, daß die Gläser in die Höhe sprangen. „So möge doch gleich der Teufel selber kommen, wenn ich's thue." —

„Sieh, da bin ich ja wieder!" ertönte in diesem Moment das dünne Stimmchen eines Eintretenden, dessen plötzliches Erscheinen nicht blos den Buschmüller arg verblüffte, sondern auch mich selbst höchlichst überraschte. „Ach, der Herr Pastorius! Wie geht's, wie steht's? Ist wirklich Maler Schönbart hier? Der Graf will es gehört haben und ist außer sich vor Freude. Und was macht er denn? Seufzt er noch immer: Riekchen!!" Und damit stellte sich der neue Gast auf ein Bein, das andere sammt den Armen lächerlich ausstreckend, worauf er wieder vor dem höchlichst verdutzten Müller und dem guten Pastor mit fortwährendem hastigem Geplauder auf und nieder rannte. „Denken Sie sich, hochwürdiger Pastor, Arbeiter im Weinberg des Herrn, Priester und Prediger des Wortes Gottes allhier zu Lippenwalde: Dieser Schönbart, dessen Freundschaft ich, der Graf und andere hervorragende Personen hochstellen, — dieser Maler, einer unserer bedeutendsten Künstler, mit seiner Zukunft, — darf nur die Hand ausstrecken, so hängen an jedem Fingerglied Gutsbesitzers-, Commerzien-, geheime und wirkliche Geheimeraths-töchter dutzendweise. Aber nein! Verliebt sich in die Tochter eines ungebildeten Land-müllers! In ein Müllerstrinchen, Stinchen, Fiekchen, Riekchen oder wie sie heißt! Denken Sie sich — einen Mühlesel zum Schwiegerpapa, ein Rhinozeros! Solch' einen gold-gefüllten Mehlsack, der Wunder meint, wenn er seiner Tochter ein paar Scheffel Thaler abläßt, welche Ehre er dem Schwiegersohn anthut! Was sagen Sie dazu? Meinen Sie, ich konnte ihm die Narrheit ausreden? Nein, bös ist er mir deswegen, seinem besten Freund! Jahrelang läuft er nun im Lande umher, um — —"

Hier erschien ein Livréebedienter unter der Thüre und sagte unterthänig:

„Herr Hofmaler, die Gräfin läßt bitten —"

„Die Gräfin möge sich ein wenig gedulden. Denken Sie sich also, verehrter Pastor nun läuft er seit Jahren im Lande umher seiner Mehlprinzessin nach, malt alle Mühlen, wo er sie versteckt glaubt, ist melancholisch, nicht mehr zu haben!" fuhr der neue Gast fort, während der Livrèediener sich entfernte, der Müller aber die Fäuste auf den Tisch stemmte und mit gesenktem Haupte dasaß, wie ein Bulle, der in Wuth ist und den Angriff nicht wagt. „Ach, wir schätzen ihn alle. Allein, unbegreiflich! Das ist ihm gar nichts und nur immer Riekchen, Riekchen, Riekchen. Wenn nur das Riekchen im Pfefferland wäre! — Pastor, ich fahre mit der Gräfin zur Bahnstation hinaus, um mein Frauchen abzuholen. Wir kommen bald zurück und dann hoffe ich ihn hier zu treffen, um ihn noch einmal vernünftig zuzureden, das Riekchen zum Kukuk fahren zu lassen! Hält es sich doch nur verborgen, weil es die Einsicht hat, daß es an Schönbart nicht hinan reicht, weil es sich nicht gebildet und wohlerzogen genug fühlt, in die gute Gesellschaft zu heirathen. Da hat das Müllerriekchen auch Recht, — es soll bei seinen Mehlsäcken bleiben? Was will man denn auch mit einem Rhinozeros von Schwiegervater anfangen? Es darf nicht sein! Indeß grüßen Sie ihn bis dahin, lieber Pastor!"

Und damit sprang er zur Thüre hinaus, worauf bald der herrschaftliche Wagen hinweg und über das Pflaster des Städtchens dahin rollte.

Der Buschmüller aber, der unterdeß still, mit angehaltenem Athem dagesessen war, fing an zu pusten und zu schnauben, als ob sich der Zauber von ihm löse, der ihn gebannt hatte. Dann kam ein langer, leise beginnender aber allmälig anschwellender Fluch aus seinem Munde, bis er sich zu der Frage aufraffte:

„Und wer war denn nun das gottverdammte Plappermaul?"

„Das?" erwiderte Pastor Schmidt respektvoll. „Ein guter Freund des Grafen, Hofmaler Schmalz."

„Schmalz? Der heißt Schmalz? Der schindelbeinichte Himmelhund will Schmalz heißen?" Und nun ging das Fluchen zum Entsetzen des guten Pastors nochmals los. „Der meint mein Riekchen sei nicht gebildet genug für den Maler?! Hab' ich sie nicht in Berlin studiren lassen? Kauf' ich ihr nicht die schönsten goldberänderten Bücher, den Lessinger, den Schillinger und Göthinger? — Was geht's denn diesen sackerment'schen Zaunstecken an, wenn der Maler mein Riekchen gern sieht und mich zum Schwiegervater will! Das fehlte mir noch, wenn solch' ein taumeliger Schnack auch drein reden wollte! Den leeren Schmalztopf frag' ich noch lange nicht, wenn ich mein Riekchen dem Maler geben will! Noch lange nicht!"

„Das thät' ich an Ihrer Stelle auch nicht!" bekräftigte der Pastor, schlauer als ich ihm zutraute. „Da haben Sie ganz Recht, Herr Brandt. Was haben Sie nach der Meinung eines Andern zu fragen, wenn Sie Ihr Riekchen dem Maler geben wollen. Dieser Herr Schmalz hat gar nichts drein zu reden, — da kann ich Ihnen nicht Unrecht geben, Buschmüller. Und Ihr Riekchen wird eine sehr schöne, stattliche und wohlerzogene Dame sein, wird sich sehr gut zu benehmen wissen in den vornehmen Kreisen, vielleicht besser als dieser Hofmaler Schmalz selbst."

„Nicht wahr, Herr Pastor?" sagte der Buschmüller etwas beschwichtigt, nachdem er sich hinter dem Tisch hervorgearbeitet und mit wuchtigem Schritt und aufgeblasenen Backen im Gastsaal auf- und niedergeschritten war, daß die Dielen krachten.

„Bin völlig überzeugt, Herr Brandt!" bestätigte der Andere, indem er seine Pfeife

wieder anzündete. „Warum sollen Sie nicht der Schwiegervater eines angesehenen und berühmten Künstlers sein können? Warum nicht ebenso gut, als irgend ein Geheimerath in der Hauptstadt!"

Der Buschmüller schritt noch immer hin und her, wenn auch nicht so aufgeregt pustend und schnaubend, wie eben noch. Nun blieb er stehen.

„Wenn ich nur wüßte, ob der Maler wirklich mein Riekchen so lieb hat, daß er nur sie und nicht mein Geld will."

Ich hielt mich nicht länger in meinem Versteck. Hinauseilend rief ich:

„O, Vater Brandt, wie machen Sie mich glücklich, wenn Sie mir Riekchen geben und Ihr Geld behalten!"

Er stutzte und trat einen Schritt zurück. Dann aber sagte er:

„Nun, das Geld werde ich auch behalten, das brauchen Sie mir gar nicht zu sagen."

Ich fürchtete einen Rückfall, als er nun wieder die Dielen maß. Vielleicht wollte er auch nur den Spröden spielen. Endlich wandte er sich kurz um.

„Nun, Herr, wenn Sie wirklich so schön malen können, wollen Sie mir denn ein Bild malen, auf dem die Buschmühle angebracht ist?"

„Zwei, Vater Brandt, zwei!"

„Und in dem Moosgesicht wollen Sie mein Riekchen freien?" fragte er dann. „Mit dem Bart? Das geht doch nicht!"

Ich wollte entgegnen, als ein Herr hereintrat und mit ausgestreckter Hand auf mich zueilte. Der Buschmüller und Pastor waren ehrerbietig um einen Schritt zurückgetreten.

„Wie schön! Wie freundlich sich das trifft, mein verehrter Freund!" sprach der Fremde erfreut. „Was bringt unserer kargen Steppe denn diese Ehre?"

„Um es kurz zu sagen, Graf — die Liebe. Die Liebe zu dieses braven Mannes Tochter."

„Ach, Herr Brandt," wandte sich der Graf jetzt zu dem Buschmüller, indem er jedoch meine Hand behielt. „Haben Sie einen solchen Schatz in Ihrer Mühle? Da gratulire ich ja! Das ist ja ganz prächtig!"

Der Müller machte ein höchst seltsames Gesicht. Er reckte sich empor, dehnte die Brust aus und sagte:

„Gnädiger Herr, er will mein Riekchen nun einmal durchaus haben."

„Ja, da muß man ihm gewähren," meinte der Graf lächelnd. „Und Ihr Riekchen?"

„Ich glaube," erwiederte der Müller gedämpft, „sie will ihn auch. Er mag sie selber darum fragen."

Hochbeglückt ließ ich mir das nicht zweimal sagen und eilte nach meinem Hute, während der Graf noch ganz überrascht äußerte:

„Das kommt ja Alles so unerwartet! Nun haben wir doch die Anwartschaft, Sie in unserer Abgeschiedenheit öfters zu sehen, vielleicht gar, daß Sie unsere Landschaft in Bildern verherrlichen. Wie wird sich meine Frau freuen — eine besondere Verehrerin Ihrer märkischen Mühlenbilder, — wie wird sie sich freuen, wenn sie zurück kommt. Sie müssen uns dann sofort Ihre Braut vorstellen. Und nun begleite ich Sie auf die Straße, — ich habe mit dem Amtmann zu sprechen."

Indem er noch freundlich den Pastor und den Müller zum Abschied grüßte, nahm er mich am Arm, und wir trennten uns auf der Straße, von wo ich in's Pfarrhaus eilte und die Mädchen mit rothverweinten Augen beisammen traf. Mein leuchtendes

Gesicht verkündete der Geliebten den Sieg. Sie lag lange in meinen Armen, in seliger Fassungslosigkeit, während ihre Freundin Sophie jubelnd die Schwestern herbei rief.

„Riekchen," fing ich endlich an, als sie sich wieder von meinem Halse löste. „In München habe ich einen Architekten gekannt, der seinen Bart opferte, um in seiner rheinischen Heimath, deren Fürst die Bärte nicht ausstehen konnte, einen Kasernenbau übernehmen zu können. Soll auch ich das Opfer bringen? Soll der Bart weg?"

„Mich genirt er ja nicht!" antwortete sie erröthend. „Aber den Vater. Und sieh', es ist ja doch ein guter Vater, mein Vater."

Inzwischen war Botschaft durch das Töchterchen des Gasthofs gekommen, die Mädchen möchten sich alle drüben einfinden. Nach zehn Minuten erschien ich selbst wieder bei den Versammelten im großen Wirthssaal, allein im ersten Augenblick kaum erkannt; denn mein Gesicht war glatt, nur auf der Oberlippe war ein kleiner Schnurrbart zurückgeblieben.

„Riekchen," sprach ich zu der Ueberraschten, „kennst und liebst Du mich noch?"

„O! Mehr als je!" rief sie und warf sich mir in die Arme. „Vater, sieh' doch," jubelte sie, „was er Deinetwegen gethan hat. Und es steht ihm so gut!"

Der Buschmüller starrte mich an.

„Geschah das wirklich mir zu Gefallen?" fragte er.

„Ihnen zu Liebe, Vater Brandt!"

In seinen Augen flimmerte es. Er nahm meine Hand.

„Herr," sagte er, „wollen Sie mein Riekchen glücklich machen? Es ist mein einziges Kind. Ich gebe es Ihnen gerne, machen Sie mein Riekchen glücklich. Riekchen, leg' Deine Hand dazu. Vielleicht sieht jetzt Deine Mutter herab. Ich habe ihr im Leben wenig Freude machen können. Vielleicht ist sie jetzt doch zufrieden mit mir. Seid gut und glücklich mit einander!"

In seligen Thränen hing meine Verlobte am Hals des Vaters.

„Sei heiter, weine nicht, Kind!" sprach er der Tochter zu. „Ich müßte sonst selber heulen und habe es nur einmal gethan, wie sie Deine Mutter in's Grab gelegt haben."

Er fuhr sich rasch über die Augen und frug nach Fritz Lind. Der stand bereits neben ihm.

„Fritz," sagte er, „mußt Dich drein ergeben. Es hat nicht sein sollen."

„Ich habe mich schon ergeben, Vater!" war die Antwort, indem er die verschämte Tochter des Pastors an der Hand nahm. „Geben Sie auch uns Ihren Segen."

„Wie? Was?" rief der Buschmüller erstaunt. „Sophie? Meinen Schatz? So, so!" Und er pfiff vor sich hin. „Nun, Pastor, da sind wir ja Vettern, und Sie dürfen sich auf zwei Hochzeitsreden an einem Tag einüben. Nun aber," und der Buschmüller richtete sich kräftig empor, „Wirthsleute, thut Küche und Keller auf! Es soll heut' ein froher Tag werden in Lippenwalde!"

Und es ward ein froher Tag — auch für die Armen der Stadt.

Wie befremdet schaute aber Schmalz drein, als er mit den Damen zurückkommend, mein glattes Kinn, meine heitere Miene sah, mit welcher ich ihm zurief, so daß er mich an der Stimme erkannte.

„Wahrhaftig," sagte er zu seiner Frau, „er ist's. Er hat sich getröstet! Armes Riekchen!"

Eben trat der Graf hinzu und die Herrschaften gingen mit in den Saal, wo ich die Gräfin zu meiner Braut führte, welcher sie in herzlicher Weise ihre Glückwünsche darbrachte. Fassungsloser als seine Frau, die meinem Riekchen sofort als Freundin begegnete, benahm sich Schmalz. Er umschlich die hohe Gestalt des jungen Mädchens mit einer Art heiliger Scheu; er verschlang förmlich die holden Züge ihres Gesichtes mit Erstaunen und Wohlgefallen. Dann äußerte er:

„Das ist Riekchen? — Freund, sei nicht eifersüchtig: ich bewundere, ich liebe Deine Braut!“

Endlich wagte er sich hinan — zum Handkuß, einer Ceremonie, deren sich Riekchen mit anmuthiger Herablassung entledigte, was ihren Vater unendlich ergötzte, so daß er den Pastor darauf aufmerksam machte, wie nun doch der sakerment'sche Hofmaler dem Müller-Riekchen das Pfötchen lecke. Louise Schmalz aber äußerte noch im Fortgehen zu der entzückten Gräfin:

„Ich sagte ja immer: Geschmack hat er!“

Vater Brandt nahm die Gratulation der zahlreich sich einfindenden Gäste mit nicht geringer Grandezza entgegen. Selbst der Amtsschreiber Knischwitz verzichtete an jenem Abend auf Heldenthaten in der Kegelbahn und hielt sich an die gespendeten Flaschen, bis ihm das Kunststück des Kegelkönigs — umzufallen und wieder aufzustehen — zweimal selbst gelang. Bevor wir uns aber aus der angeregten Gesellschaft zurückzogen, um den Abend im engern Familienkreise des Pfarrhofs zu feiern, nahm der Buschmüller von einem der Herren mit den Worten Abschied:

„Amtmann, gute Nacht für heute. Morgen will mein Schwiegersohn mit Riekchen Brautvisite bei Grafens machen.“ —

So hat er sich doch noch dreingefügt und zwar mit bester Miene. Zwei Bilder von mir aus der Umgebung der Buschmühle hängen in seiner Oberstube. Der Graf hat mehrmals Gebote auf dieselben gemacht, sie sind ihm aber nicht feil. Schwager Lind — wir nennen uns Schwäger — hat den Pacht der Mühle übernommen, bis mein Aeltester, der sich auf seinen Großvater hinauswächst, vielleicht Buschmüller werden möchte. Frau Sophie weiß das Leben dort Allen angenehm zu machen. Im Sommer sind wir gewöhnlich dort im neuen Anbau, fahren in des Vaters Equipage nach dem Schloß hinüber, wo Schmalz noch manches in der Ahnengallerie zu besorgen hat, oder die Herrschaften kommen nach der Buschmühle. Schmalz macht dabei meinem Riekchen rasend den Hof; seine Frau und ich unterdrücken jedoch die Eifersucht als eine schädliche Leidenschaft. Mein Schwiegervater ist jetzt im Kegelcasino zu Lippenwalde eine angesehene Person, langweilt aber den Amtsschreiber Knischwitz damit, daß stets sein drittes Wort ist: Mein Schwiegersohn, der Maler! Pastor Schmidt hat an ihm jetzt einen geduldigen Zuhörer seiner Ausführungen über die Bedeutung der Kunst. Uebrigens hat Vater Brandt eine seltsame Manier, sein Geld an uns loszubringen. Von Zeit zu Zeit schickt er nämlich als „Erziehungsbeiträge für die Kleinen“ so hohe Summen, daß wir uns über die Verschwendung ärgern könnten. Sonst bietet uns das Leben wenig Wermuth. Ich bin ein glücklicher Mann. Mögen es mir die Götter verzeihen, vielleicht thun es auch dann die Menschen. —

Hiermit schloß Schönbart seine Geschichte. Mit dem letzten Worte trat eine hohe, schöne, blühende Frau unter die Thüre, blieb aber erröthend stehen, als sie den Fremden bemerkte. Maler Schönbart stellte mir seine Gattin vor, die noch immer gern erröthete, wie als Mädchen, nun aber mit gewinnender Anmuth, wie sie nur der wahren Herzensbildung entfließt, mich willkommen in Berlin und ihrem Hause hieß.

„Ein Brief vom Vater," wandte sie sich dann an ihren Mann. „Wir sollen mit den Kindern schon vier Wochen vor Weihnachten kommen. Sophie fügt hinzu, ihr scheine, der Großvater wolle diesmal eine ganze Tanne als Weihnachtsbaum im Mühlenhof aufstellen."

Inzwischen hing mein Auge an einer reizenden Landschaft an der Wand mir gegenüber. Es war das Gemälde, das Schönbart unter den Birken am Granitblock gemalt hatte. Mit kurzen Worten sprach ich mein Wohlgefallen an der Malerei aus.

„Aber Meister Dräseke kann es besser", fiel die schöne Frau mit Anmuth ein. „Hanns Jochen sagt es."

„Nein", erwiderte ihr Gemahl lachend, „Hanns Jochens Weisheit gilt wenig mehr in der Buschmühle: das Loos des Schönen auf der Erde. Seine Orakel sind dort nicht mehr entscheidend. —"

Wie gerne hätte ich mich noch eines Verkehrs erfreut, der mir unendlich wohlthat. Allein meine Zeit war um, ich mußte zu den lieben Freunden fort, die mich nach Potsdam entführten. So froh der Abend war, den ich da in der Familie eines unserer besten Männer verbrachte, so schöne Tage mir noch der späte Herbst im Harz schenkte, kehrt meine Erinnerung doch besonders gerne zu der liebenswürdigen Familie des Malers Schönbart zurück.

Eros.

Von Ad. Fr. v. Schack.

Mag längst der Rauch von Weihekerzen
Und Opfern zu des letzten Gottes Ehre
Verweht sein auf dem letzten der Altäre,
Doch aufrecht steh'n in unsern Herzen
Soll dein Altar bis an der Zeiten Schluß,
O Liebe, ält'ster Genius,
Erhabener, den schon die frühste
Menschheit als höchsten Weltgebieter grüßte!
Wer war's, als du, der aus des Chaos Wüste
Die Elemente schied, dem Ocean
Sein Bett wies und den Weltorkan
In Fesseln legte, d'rin er furchtlos grollte?
Der Sonnen jeder zeigtest du die Bahn,
Auf der sie durch den Himmel kreisen sollte;
Und, wenn in Wettersturm und Finsterniß
Die dunkeln Mächte wiederkehren wollen,
Zwingt dein Gebot den Donner zu verrollen,
Die Wolken theilen sich, durch ihren Riß
Hernieder lächelst du im seel'gen Blau,
Und in des Regenbogens Pracht
Strahlt fallend jeder Tropfen Thau.
Den Frühlingsschmuck schenkst du der Erde wieder
Und der Libelle ihre Hochzeitstracht,
Und lehrst die Nachtigall in weiche Lieder
Ausströmen ihres Herzens Lust und Trauer;
Sehnsüchtig duftet zu dir auf die Rose,
Und athmend fühlt sogar das Seelenlose
Bei deiner Nähe süße Schauer;
Wie erst der Mensch! Ein tiefes Schweigen
Kommt über ihn bei deines Hauches Weh'n;
Ein Himmel, den er nie gekannt,
Ist ihm zu Häupten ausgespannt
Und große Sternenbilder sieht er steigen,
Die noch kein Sterblicher geseh'n.

Wenn du zwei Wesen, Göttliche, begnadest,
Sie fassen kaum des Segens Fülle,
Die du vom Himmel über sie entladest.
Auf sie hernieder senkt sich große Stille;
Der Eine in den Anderen verloren,
Fühlt Jeder, wie in einem heil'gen Bad,
Sein Ich in jenem neugeboren
Und achtet nicht was sonst die Erde hat.
Vom Erdstoß, von der Reiche Fallen
Mag um sie her der Donner hallen,
Sie blicken lächelnd, unter Freudenthränen
In die Abgründe, die vor ihnen gähnen
Und, während Brust an Brust sie sinken,
Und sich im Kusse Mund vom Munde
Den Strom des ew'gen Lebens trinken,
Wird jede fliehende Sekunde
Für sie zur Ewigkeit der Wonne;
Vor ihnen sinkt mit Himmel und mit Sonne
Die ganze Welt der Sichtbarkeit hinweg,
Nur ihre Herzen halten Zwiegespräch
Und stammeln fort von ihrer Seligkeit.

Ihr hohen Liebenden, gebenedeit
Seid ewig uns, die durch der Stürme Wuth
Ihr unverlöscht hintrugt des Herzens Flamme!
Ob auch der Kampf von Stamm zu Stamme
Umflutete mit seinem Meer von Blut,
Ob Mordbrand um euch wüthete und Pest,
Zum Jubel ward euch alles Weh.
O Romeo und Julia! war je
Ein Kaiserpaar am Thronbesteigungsfest
Beglückt wie ihr an eurem Ehrentage,
Als Arm in Arme kranzgeschmückt
Ihr zwischen Schwertern, von den Montague,
Den Capulet auf eure Brust gezückt,
Zur ew'gen Rast im Sarkophage
Euch bettetet? Nur daß dieselbe Platte
Eu'r moderndes Gebein bestatte,
Daß in des düstern Grabes Enge
Zerfallend sich der Staub vermenge,
Nicht höh're Seligkeit begehrtet ihr.

Und du, Francesca, zartes Kind des Po,
Licht wird der schwarze Höllenabgrund dir,
Wenn deine Arme deinen Paolo,
Den blassen, blutenden umklammern
Und ihm am Mund im langen, langen
Glühheißen Kusse deine Lippen hangen!
Umher gewirbelt durch die grausen Schlünde,
Wo von Verdammten mit dem Cainsmal
Der Wehruf, das Geächz und Jammern
Allein der Stürme Heulen unterbricht,
Gern trägst die Strafe du der süßen Sünde,
Und für die sieben Himmel nicht
Vertauschtest du die Stadt der ew'gen Qual!

Komm denn, o Liebe, allerhabne!
Wie jene hohen Jünglinge und Frauen
Gefeit du hast in Nacht und Todesgrauen,
So auch auf uns in Staubesnacht Begrabne
Gieß deinen Odem nieder, mächt'ger Geist,
Der du der Seele Grabesbande sprengst
Und der ermatteten, der längst
Verzweifelten die Schwingen leihst,
Auf denen sie, erstanden von den Todten,
Ihr Flug dahin durch alle Himmel reißt!
Dir heben sich mit mächt'gen Flügelschlägen
Der Menschheit große Hoffnungen entgegen!
Zu lösen ihres Daseins wirren Knoten
Vermagst du einzig, Weltbefreierin!
Gleich wie der Sonne goldner Strahlenregen
Die kreisenden Gestirne tränkt und hin
Durch die Unendlichkeit von Ball zu Ball
Sich schwingt, bis durch das weite All
Ein göttlich Feuer brennt und flammt und loht
Und selbst im Erdenschooß ein Morgenroth
Aufdämmert, d'raus mit tausend Augen
Ihr blitzend Licht die Edelsteine saugen,
All unser Fühlen so und Sein und Denken
Mit deinem Glanze sollst du tränken,
Bis deine reine Glut allein
In allen Herzen flammt, in allen Seelen;
Dann feiern wir das Fest, wo schon auf Erden
Die Menschen mit den Göttern sich vermählen;
Gebrochen ist der alte Fluch; wir werden
Wie du allmächtig und unsterblich sein!

Aphorismen.

Von Marie v. Ebner-Eschenbach.

Die Consequenzen unserer guten Handlungen verfolgen uns unerbittlich, und sind oft schwerer zu tragen als die der bösen.

Die Gutmüthigkeit gemeiner Menschen gleicht dem Irrlicht. Vertraue nur seinem gleißenden Scheine, es führt dich gewiß in den Sumpf.

Es giebt Frauen, die ihre Männer mit einer ebenso blinden, schwärmerischen und räthselhaften Liebe lieben, wie Nonnen ihr Kloster.

Gebrannte Kinder fürchten das Feuer oder vernarren sich darein.

Mitleid ist Liebe im Négligé.

Ehen werden im Himmel geschlossen, aber daß sie gut gerathen, darauf wird dort nicht gesehen.

Wer an die Freiheit des menschlichen Willens glaubt, hat nie geliebt und nie gehaßt.

Die meisten Menschen brauchen mehr Liebe als sie verdienen.

Ein Dichter, der einen Menschen kennt, kann hundert schildern.

Das größte Glück das uns zu Theil werden kann, ist die Gelegenheit zu einer gut angewendeten Wohlthat.

Die meisten Nachahmer lockt das Unnachahmliche.

Haben und nicht geben, ist in manchen Fällen schlechter als stehlen.

Der Arme rechnet dem Reichen die Großmuth niemals als Tugend an.

Die Leute denen man nie widerspricht, sind entweder die, welche man am meisten liebt oder am geringsten achtet.

Die meiste Nachsicht übt der, der die wenigste braucht.

Wenn ein Mensch uns zugleich Mitleid und Ehrfurcht einflößt, dann ist seine Macht über uns unbegrenzt.

Raison annehmen kann Niemand, der nicht schon welche hat.

Wenn Jemand etwas kann was gewöhnliche Menschen nicht können, so trösten sie sich damit, daß er gewiß von allem was sie können, nichts kann.

Hüte dich vor der Tugend, die zu besitzen ein Mensch von sich selber rühmt.

Wenn man nur die Alten liest, ist man sicher, immer neu zu bleiben.

Das Mitleid des Schwächlings ist eine Flamme, die nicht wärmt.

Wer sich an seine eigene Kindheit nicht sehr deutlich erinnert, ist ein schlechter Erzieher.

Die unheilbarsten Uebel sind die eingebildeten.

Selbst der bescheidenste Mensch hält mehr von sich als sein bester Freund von ihm.

Wenn der Kunst kein Tempel mehr offen steht, dann flüchtet sie in die Werkstatt.

Man muß das Gute thun, damit es in der Welt sei.

Der Haß ist ein fruchtbares, der Neid ein steriles Laster.

Wir sollen immer verzeihen; dem Reuigen um seinetwillen, dem Reuelosen um unseretwillen.

Das Motiv einer guten Handlung ist manchmal nichts anderes, als zur rechten Zeit eingetretene Reue.

Das Vertrauen ist etwas so Schönes, daß selbst der ärgste Lügner sich eines gewissen Respekts vor dem der ihm glaubt, nicht erwehren kann.

Eines Winters Wehe.

Ein Liederkranz.

Von **Karl Woermann.**

I.

O weh, nun hab' ich's selbst empfunden,
Wie Lieb' und Stolz das Herz verwunden!
Ihr war die Lieb', mein war der Stolz.
In ihren Augen stand geschrieben
Ein frommes Lied von süßem Lieben,
Von Sehnsucht, die die Seele schmolz.
Auch sagten's alle Basen mir und Muhmen,
Daß ich nicht unlieb der Holdsel'gen sei.
Sie war die schönste von des Thales Blumen,
Und wo sie hintrat, lachte mild der Mai.

Nur ich, o Thor, der ich gewesen,
Ich las es und ich wollt's nicht lesen,
Ob auch mein Herz darob gegrollt.
Nicht wollt' den Lippen sich entwinden
Das Wort mir, welches uns verbinden,
Verbinden uns auf ewig sollt'.
Das Ewig war's, das Wort, vor dem mir bangte,
Weil's ach! von schönen Blumen mancherlei
Auf allen Höhn, in allen Thälern prangte:
Ich wollte frei sein, wie der Buchfink frei.

Da, eines Morgens war's geschehen.
Ich mußt's mit eignen Augen sehen,
Wie sie mit einem Andren kam.
Der durft' sie herzen, durft' sie küssen.
Ich hätt' vor Scham vergehen müssen,
Hätt' Schmerz getödet nicht die Scham.
Und alle Muhmen zischelten und Basen —
Das war das Unerträglichste dabei —
Sie zischelten, daß ich — es war zum Rasen —
Daß ich nur Schuld an ihrem — Unglück sei.

O weh! nun ist die Welt verwandelt!
Sie, die ich kalt und stolz behandelt,
Muß mir jetzt anthun gleiche Pein.
Und ach! je mehr mein Herze blutet,
Je heißer es in Minne fluthet!
Der Stolz ist ihr, die Liebe mein!
O fragt mich nicht, warum ich so beklommen
Einhergeh. Hört ihr nicht der Raben Schrei?
Der Sommer ist vorbei, der Herbst will kommen.
Da kommt von selbst das Trauern an die Reih!

II.

Weh mir! das Weihnachtsfest ist kommen.
Wen zu bedenken soll mir frommen?
Sie, der ich Alles möchte schenken,
Darf heuer nicht ich mehr bedenken;
Und gäb' all meiner Müh'n Gewinn,
Gäb' Alles, was ich hab' und bin,
Gäb' selbst mich ganz, wie gern, wie gern ihr hin!

Wenn's mir nur wie den Andren ginge,
Ich glaub', mein Leid schien mir geringe;
Doch daß ich selber mir erkoren
Das Weh, daß ich mein Lieb verloren,
Daß ich durch eignen Stolzes Schuld
Verscherzt für ewig ihre Huld —
Das trag ich nicht! — Drob reißt mir die Geduld!

Zu spät die Lieb', zu spät die Reue!
Unmöglich wurden Lieb' und Treue,
Unmöglich Büßen und Verzeihen!
Ich darf zur Weihnacht nichts ihr weihen!
Und weil ich ihr nichts weihen kann,
Bedenk' ich weder Weib noch Mann —
Ich thu' sie Alle heuer in den Bann.

Und weil von ihr kein Angebinde
Ich auf dem alten Festtisch finde,
Verschmäh' ich aller Freunde Gaben
Und will von Keinem etwas haben.
Ich wandre fort, weit fort zum Fest,
Wo Jeder mich in Frieden läßt,
Der Schwalbe gleich, der sie zerstört das Nest.

III.

Nun liegt der Winter auf den Forsten
Und Schnee liegt auf den Höhn.
Hoch oben, wo die Adler horsten,
Ist's kalt und schön.
Hinauf, hinauf, das heiße Herz
In Eis und Schnee zu kühlen!
Dort oben wird es seinen Schmerz
Vielleicht nicht fühlen.

Hier zwischen schroffen Felsen steh' ich
In meines Herzens Qual,
Und auf die Stadt hinunter seh' ich
In's tiefe Thal.
Ich seh' das Haus, in dem sie ruht
In ihres Herren Armen,
Sie, der ich selbst von Herzen gut.
S'ist zum Erbarmen!

Hellweißer Schnee liegt auf dem Dache;
Sein kalter Glanz ist Lug;
Denn drinnen in dem Brautgemache
Ist's heiß genug.
Weh! aber meines Herzens Weh
Ist vielmal heißrer Zunder;
Und selbst des Berges Eis und Schnee
Thut keine Wunder.

Hinauf drum! eisigere Lüfte
Wehn höher, höher noch.
Hinauf bis in die kältsten Klüfte,
Zum höchsten Joch!
Es muß doch einmal Frost genug
Den Winteräther füllen,
Um mein gequältes Herz mit Fug
In Eis zu hüllen!

IV.

Weiß Gott! nicht gut
Ist mir zu Muth.
Ich mein', das Lachen stünd' mir fern.
Und dennoch lach'
Ich laut und jach,
Ich lach' und unterdrückt' es gern.
Denn in den Ohren summt mir plötzlich
Ein alter Ton
Von Lieb und Hohn;
Und — Gott verzeih's — mir scheint ergötzlich,
Daß Leid, wie meins, besungen schon.

Ich sang und las
Das oft zum Spaß
Und war dabei von Herzen froh;
Doch weh zu thun
Scheint mir es nun,
Da mir's ergangen ebenso.
Ja, freilich klingen Liebesschmerzen
Mit hellem Klang
In Sängers Sang;
Doch wer sie selbst erlebt im Herzen,
Vergißt sie nicht sein Leben lang.

Und doch Wer weiß!
Daß Gluth und Eis
Ein Lachen plötzlich hat bethaut,
Hat euch vielleicht
Der Lenz erreicht,
Der schon aus allen Büschen schaut.
Schon lachen blumig-bunt die Fluren
Schon lacht die Weid'
Im grünen Kleid
Und alle Erdenkreaturen
Vergessen all' ihr Winterleid.

V.

Jetzt weiß ich, was ich thu',
Da Aepfel blühn und Quitten.
Frau Venus will ich bitten;
Die schafft mir wieder Ruh'.
O Venus, Fraue hold,
Der Frühling ist dir eigen;
Du wirkst in allen Zweigen,
Du webst im Sonnengold.
Und daß die jungen Stiere brüllen
Und Lämmer hüpfen auf der Au'
Und froh sich tummeln junge Füllen,
Das Alles ist dein Werk, viel holde Frau!

O Venus, Fraue mein,
Du pflanzest, selbst voll Liebe,
Im Lenz der Liebe Triebe
In alle Wesen ein.
Frau Venus, steh' mir bei!
Du kannst die Herzen lenken,
Daß sie sich Liebe schenken
Voll süßer Raserei.
Sieh! ich nur wandle gramvoll heuer,
Weil mir ein Liebesglanz verblich.
Entzünde du ein andres Feuer
In meiner Brust, Frau Venus; höre mich!

Weich weht die Maienluft
Und Nachtigallen schmettern;
Von Blüten und von Blättern
Erhebt sich süßer Duft.
Schon zieht in meine Brust
Ein frisches Frühlingsschauern;
Nicht lange kann's mehr dauern,
Dann spür' ich neue Lust.
Frau Venus, hör', du mußt's gewähren!
Schenk' ein geliebtes Wesen mir!
Sonst werd' ich keck dein selbst begehren,
Sonst komm' ich in den Hörselberg zu dir!

Die Blumen des Zeitungsstyls.

Von Ferdinand Kürnberger.

Innerhalb der Sprache der Allgemeinheit gibt es so viele besondere Sprachen, als es in Handel, Gewerbe, Handwerk, Kunst, Wissenschaft, als es in jeder Ausübung menschlicher Thätigkeit Fächer gibt. Der Forstmann, der Bergmann, der Handelsmann, der Weber, der Buchdrucker sprechen im Conversationssaal die Sprache der Allgemeinheit, in ihrer Fachthätigkeit sprechen sie ihre besondere Kunst- oder Fach-Sprache.

Jede Fachsprache wird es durch zwei Elemente: durch Terminologie und Phraseologie.

Die Terminologie ist direkt nothwendig. Sie hat Begriffe zu bezeichnen, welche nur dem Fache eigenthümlich, außerhalb desselben dem begriffsreichsten Menschen unbekannt sind. Wenn der Weber sich nicht seinen Kunstausdruck oder Terminus bildet, so gibt ihm der Bauer, der Kaufmann, der Soldat, der Priester, so gibt ihm die ganze bürgerliche Gesellschaft kein Weber-Wort, weil sie keinen Weber-Begriff hat.

Die Phraseologie scheint überflüßig: da aber der Ueberfluß selbst wieder nothwendig ist, so ist sie wenigstens indirekt nothwendig. Die Phraseologie spielt mit der Sprache, verziert die Sprache, aber der Spiel- und Schmucktrieb ist in der Menschennatur ebenso uranfänglich vorhanden, wie der Bedürfnißtrieb.

Zu ihrer Begriffssprache entwickelt daher jede Fachthätigkeit auch eine Blumensprache, zur Terminologie die Phraseologie. Ja, dies ist wahr und vollzieht sich mit solcher Nothwendigkeit, daß Fachthätigkeiten, welche kaum eine Terminologie brauchen, doch eine Phraseologie sich zubilden.

Zum Beispiel, die Journalistik.

Ihre Terminologie bestreitet sie vielleicht aus einem Halbdutzend technischer Ausdrücke wie Leader, Entrefilet, Communiqué 2c.; sie ist in diesem Punkte fast bedürfnißlos. Das Machen einer Zeitung kann der Terminologie so ziemlich entbehren; dagegen das Schreiben der Zeitung folgte dem unwiderstehlichen Gesetze jeder Fachthätigkeit, dem Zug vom Allgemeinen zum Besonderen, zur Bild- und Blumensprache, zu Redefiguren, die ihr eigenthümlich, zu Ausdrücken, die ihr conventionell-geläufig, typisch und stereotypisch geworden, — zur Phraseologie.

Ueber die Phraseologie der Fachthätigkeiten fielen die Würfel des Zufalls. Wie Alles, was aus Gewohnheitstrieb wächst und wird, ist keine Phraseologie aus Wahl, Absicht und Bewußtsein, sondern jede aus glücklichem oder unglücklichem Ungefähr ins Dasein getreten.

Wie hübsch wäre es nun, wenn ein so wichtiges und unentbehrliches Lebensmöbel, wie es die Zeitung ist, aus ihrem Lostopf eine Phraseologie gezogen hätte, an der wir Alle Freude haben könnten! Wie garstig, daß das Unglück es anders gewollt hat! Es haben sich Phrasen als spezifische Zeitungsphrasen eingebürgert, welche dem feinfühligen Geschmacke mehr oder minder unangenehm schmecken, weil sie das Unpassendste, dem Geist und Sinn einer Zeitung Widersprechendste sind und verkehrter kaum noch gedacht werden könnten. Die Zeitungspresse ist das echteste Kind des modernen Bürgerthums und —

spricht die Sprache ihres verhaßtesten Feindes: des feudalen, mittelalterlichen Ritterthums! Die Zeitungspresse ist eines der wirksamsten Bildungsmittel, kann oder soll es wenigstens sein, und — spricht die Sprache des Pöbels!

Diese grausame Ironie des Zufalls ist so ärgerlich, daß sie fast amüsant wird, wie ja Alles, sogar der Galgen, seinen Humor hat! Es kann Einem Spaß machen, die groteske Flora der Zeitungsblumen mit einem flüchtigen Blicke zu mustern und sarkastisch zu belächeln. Wer ist komischer: der ritterliche Zeitungsstyl, oder der pöbelhafte Zeitungsstyl? Um den Preis der Verkehrtheit ringen sie beide. Ein paar Stichproben davon mögen genügen.

1. Ritterlicher Zeitungsstyl.

Ich sehe ein paar emsige Männer Haufen von frischen Zeitungsnummern durchwühlen. Die Cigarre dampft, die Papierscheere klirrt, die Brille brillirt hin und her. Jeder findet den Ort, wohin er zu sehen hat, fast blind; sie haben es längst im kleinen Finger, wer die offizielle, wer die offiziöse und wer die inspirirte Zeitung ist, oder wer in den „unabhängigen" Organen die offizielle, die offiziöse und die inspirirte Chiffre. Sie wissen in der Amtlichen, Halbamtlichen und Unabhängigen den Leitartikel, die Correspondenz, die Notiz, ja das scheinbar bedeutungsloseste Inserat zu deuten. Sie deuten das Alles in Bezug auf ihren eigenen Standpunkt. Der Innere merkt auf, wie man im Kulturkampf, der Aeußere in der Orientfrage, der Volkswirth in der Zoll- und Eisenbahnfrage denkt und wie diese Gedanken der Politik seines eigenen Blattes begegnen oder zuwiderlaufen. Wie nennt man diese Thätigkeit der lesenden, schreibenden, Scheere und Rothstift-handhabenden emsigen Männer? Ei doch, sie redigiren. Weit gefehlt. Sie stehen auf der Hochwacht! Wenn der Thurmwart auf den Wartthürmen der Städte, wie z. B. die Sachsenhäuser- und Friedberger-Warte bei Frankfurt, Luft und Erde seines weiten Horizonts durchspähte, ob er ein feindliches Ritterfähnlein in Sicht bekam, oder ein Kauffahrerzug im Geleite einer befreundeten Stadt die Landstraße daherkroch, so hat mir dieser Mann zwar keine große Aehnlichkeit mit einem anderen Manne, welcher bei Gaslicht in seinem Bureau in einen Haufen von Zeitungen durchwühlt; aber — der Letztere läßt sich's nicht nehmen: er hält seine Hochwacht.

Und siehe da, alsbald entdeckt unser Hochwächter einen Zeitungsartikel, der ihn grimmig verdrießt. Was thut der Ergrimmte? Je nun, er brennt sich eine frische Cigarre an und schreibt gegen die Zeitung. Ich bitte, sich ritterlicher auszudrücken! Er wirft ihr den Fehdehandschuh hin.

Natürlich ist die gegnerische Zeitung nicht minder ritterlich, und da ihre Ritter so eben nachgedacht, was sie für die morgige Nummer schreiben sollen, so ergreifen sie mit Vergnügen die Feder und schreiben gegen die Zeitung, welche gegen sie geschrieben. Weil aber beim Zeitungsschreiben das Wort „schreiben" förmlich verpönt ist, so werden sie mit dieser Zeitung nicht sowohl Worte wechseln, als: mit ihr in die Schranken treten.

Am hitzigsten schreibt der Jüngste unter den Redaktionsrittern, denn eigentlich ist er noch gar nicht Ritter sondern will sich bei dieser schönen Gelegenheit erst seine Sporen verdienen.

Andere haben das längst schon gethan. In Tjost und Buhurt ergraut, sieht man den berühmten Ritter Aaron Mendel für die zollfreie Einfuhr der Halbgarne eine Lanze brechen.

Fast wird das Papier zu wenig — denn manchmal sagt man statt Kampfplatz oder Arena noch immer Papier; — da erwirbt sich Simon Fränkel den Dank der ganzen Ritterschaft, indem er mit einer Bravour, die er nur von seinem Ahnherrn, dem großen Eid haben kann, für die zollfreie Hadern- und Lumpeneinfuhr seine Lanze einlegt.

So tummelt sich die Ritterschaft hüben und drüben. Die Schutzzöllner vertheidigen ihre Zölle und die Manchesterleute ihren Freihandel. Das nennen sie beiderseits: ihr Banner hoch halten.

Sie suchen ihre Meinungen im Publikum zu verbreiten, oder Diejenigen, welche mit ihnen schon gleicher Meinung sind, zur öffentlichen Bethätigung derselben anzuregen;

d. h. sie fordern mäniglich auf: sich um ihr Banner zu schaaren. Das Banner ist entrollt, das Banner wird hochgehalten, man schaart sich um das Banner.

Ueber das Kostüm und die Ausrüstung der Ritter wüßte ich weniger Bescheid zu geben; ich kann nicht sagen ob sie Schärpen, Arm- und Beinschienen, Ger und Brüne tragen: mit Bestimmtheit kann ich nur die Kopfbedeckung bezeugen. Sie ist der eiserne Ritterhelm mit der verschiebbaren Gesichtsschiene. Diese Letztere darf aber nie zum Schutz und zur Bedeckung des Gesichts dienen, denn unsre Ritter setzen ihren höchsten Ehrenpunkt darein: jederzeit mit offenem Visir zu kämpfen. Ich halte das für praktisch, denn es läßt sich nicht nur ehrlicher kämpfen, sondern auch besser die Cigarre rauchen — mit offnem Visir! (Anmerkung für die Neuzeit: Der Ritter, der den Preis davon trägt, welchen bekanntlich „die Dame" spendet, behält, schon des Handkusses wegen, selbstverständlich auch in diesem erquicklichen Augenblicke sein Visir offen; erst seit in modernerer Ritterzeit statt der Dame ab und zu der Generalsekretär der Aktiengesellschaften die Preise vertheilt, könnte sich vielleicht auch das geschlossene Visir empfehlen, nämlich um die Schamröthe — der Bescheidenheit zu verbergen.)

War der Zeitungskampf ein Einzelnkampf, so hat man der feindlichen Zeitung den Fehdehandschuh hingeworfen, ist in die Schranken getreten, hat sie aus dem Sattel gehoben, hat sie in den Sand gestreckt und hat schließlich den Preis davon getragen.

War es ein Massenkampf, so ist man gegen die feindliche Zeitung zu Felde gezogen, man macht Front gegen sie, man liegt mit ihr zu Felde, man schlägt sie aus dem Felde, und hat man sie endlich gezwungen, zum Rückzuge zu blasen, so wird der Vorkämpfer, wie König Pharamund, auf den Schild gehoben.

Ob Einzelnkampf oder Massenkampf, immer aber war das Zeitungsschreiben ein Kampf und die Zeitungsschreiber machen völligen Ernst daraus, Schreiben und Cigarrenrauchen, die friedlichsten Dinge von der Welt, als kriegerische und blutige zu stabiliren. Nur wir Aelteren haben noch Spaß von diesem Ernst, die wir in der Gänsekiel-Periode und nicht in der rasselnden Erz- und Bronceperiode des Zeitungsstyls aufgewachsen. Die Jüngeren dagegen stecken in ihrem Ernste schon so tief, daß sie bereits in Verlegenheit wären, ihre Zeitung zu schreiben, ohne ein Banner hoch zu halten und in die Schranken zu treten. Ich glaube, es hieße sämmtliche Zeitungsfedern zum Stillstande bringen, wenn man ihnen den ritterlichen Zeitungsstyl nähme. Höchstens bliebe ihnen noch — der pöbelhafte Zeitungsstyl übrig.

2. Pöbelhafter Zeitungsstyl.

Wir können es uns nicht ersparen, der „Germania" den Vorwurf ins Gesicht zu schleudern....

Ich möchte mirs doch ersparen.

Ich kann mit meinem Mitmenschen manches zu thun haben. Ich kann mit seiner Vernunft etwas zu thun haben, um sie zu überzeugen; ich kann mit seinem Herzen etwas zu thun haben, um es zu rühren; dagegen bleibt es mir schlechterdings unverständlich, was ich mit seinem Gesichte zu thun hätte. Unter allen Umständen bleibt mir sein Gesicht aus dem Spiele. Wie sich ein Mann von Erziehung entschließen kann, einem Andern etwas „ins Gesicht zu schleudern", habe ich nie zu begreifen vermocht.

Wir werden unser Banner hoch halten, so sehr sich „Prokrok" bemüht, es in den Koth zu zerren.

Was hat der Koth mit dem Ideenkreise von denkenden Menschen zu thun? Welcher Interessenstreit könnte in irgend einem Sinne beim Koth ankommen? Gehört der Koth in die Oekonomie politischer Parteien? Und wenn nicht, warum gehört er in ihre Sprache? Wenn Schweine reden könnten, so würde er wahrscheinlich eine wichtige Rolle spielen — in der Schweinesprache; aber in der Menschensprache? in der Journalistensprache? Ich beweise die Stärke meiner Sache und beweise die Schwäche der gegnerischen Sache; mag mein Gegner dann auf einem sammtenem Diwan liegen: er ist ja doch ein Mensch und der Diwan ist menschwürdiger als der Koth. Wenn es auf mich ankommt, so brauche ich niemals Koth; es kann ewig trockenes Wetter sein. Ja, ich brauche auch dieses trockene

Wetter nicht, um meinen Gegner in den Staub zu treten! Ich baue meine Zeitung weder aus Koth, noch aus Staub, sondern überlasse diese Stoffe den freundlichen Schwalben zu ihrem Nesterbau.

Die Kreuzzeitung und die Volkszeitung liegen sich einander in den Haaren...

Ein Schauder überläuft meinen Rücken! Wer kann sich die Möglichkeit vorstellen, daß gebildete Menschen „sich in den Haaren" liegen? Ich habe es noch nie von den ungebildetsten gesehen! Ich hörte Gassenbuben und Fischweiber sich schimpfen! aber so leidlich civilisirt sind unsre Städte, daß selbst die Hefe des Stadtpöbels mir in fünfzig Jahren noch nie das ekelhafte Schauspiel geboten, wie Zwei sich in den Haaren liegen. Und nun versichert mich der Sprachgebrauch der Zeitungen, daß Männer, welche Bildung haben und Bildung verbreiten — sich in die Haare gerathen und sich in den Haaren liegen!!

Wer kann ein Journal, seinen Charakter und seine Ueberzeugungstreue achten, welches heute begeifert, was es gestern verhimmelt...

Wer geifert? Das kleinste der kleinen Kinder, der Säugling. Hierauf die Furie, im entsetzlichsten Ausbruch ihres pöbelhaften Affektes, und schließlich der Narr in der Zwangsjacke, der tobsüchtige Rasende, dem der Schaum vor den Mund tritt. Die Zeitungen selbst aber meinen — mit dem unmündigsten Kinde, mit der ekelhaftesten Megäre, mit dem unheilbarsten Wahnsinnigen sei noch der Vierte im Bunde: ein Zeitungsredakteur: Der Nächstbeste ihrer Collegen geifert in jedem ihnen beliebenden Augenblicke!

Ich weiß nicht ob meine Leserinnen, welche an andere Blumenbouquets gewöhnt sind, noch mehr von diesen Zeitungsblumen wünschen. Die mitgetheilten Probe-Exemplare waren aus dem Koth und aus dem Staub gepflückt, mit ausgerauften Menschenhaaren gebunden und mit dem Thau von Geifer besprengt. So zubereitet wurden sie uns galant überreicht, nämlich ins Gesicht geschleudert.

Wir lächeln grinsend unsern Dank und wollen uns sachte verabschieden, da erwischt uns der Zeitungsantholog beim Zipfel und nöthigt uns noch sein Bestes auf, ein paar ganz exquisite und superfeine Blümchen, die schon ihres romantischen Fundortes wegen zarten Seelen interessant sein müssen. Sie wachsen — dicht unterm Galgen.

Wer wird da gegeißelt? Körperliche Strafen sind doch längst schon abgeschafft; sage mir Henkersknecht, wer trug Dir auf, ein so bestialisches Urtheil...

Ich bin kein Henkersknecht, sondern ein Zeitungsredakteur und ergötze mich höchlich daran, einen meiner Collegen zu geißeln. Ich habe ihn erst mit ätzender Lauge überschüttet, was ich von einem Waschweibe lernte; es nützte nichts, und nun geißle ich ihn, was ich vom Gevatter Henker lernte.

Silberglöckchen, Zauberflöten
Sind zu eurem Schutz vonnöthen;

und Waschweib und Henker zum Journal-Redigiren!

Ich weiß freilich: das Geißeln kommt nicht aufs Kerbholz der Zeitung allein; die Sprache der satirischen Literatur hat es längst schon gehabt. Wir haben es aus den lateinischen Schulen aufgegriffen, durch die jeder Deutsche geht; wir fanden es schon bei den Römern.

Das ist wahr und doch nicht ganz wahr. Wo wir geißeln sagen, sagt der Römer castigare, aber das heißt castum agere, Etwas keusch und rein machen. Diese Etymologie fiel mit vollem Verständniß ins römische Ohr und sie klingt menschlich genug. In unser Ohr fällt nichts als die klatschende Geißel, ein Bild der nackten Bestialität. Wir haben castigare ziemlich leichtsinnig mit „geißeln" übersetzt; dieses heißt flagellare, aber das gebraucht selbst der harte und grausame Römer nicht in der geistigen Bedeutung, welche wir durch das mißbräuchliche „geißeln" schänden. Die richtige Uebersetzung für castigare wäre „züchtigen", wo ins deutsche Ohr der Begriff Zucht, — „Zucht und Sitte" fällt, so daß züchtigen fast „sittigen" heißt und genau den Begriff von keusch- und rein-machen bekommt. Geißeln ist einfach viehisch und entbehrt jedes moralischen Begriffs.

Und möchte „geißeln" noch eine frühere und schon überlieferte Unart des Sprachgebrauchs sein; neuere und durch den Zeitungsstyl allein in Schwung gekommene, von

ihm mit Vorliebe und verschwenderisch gebrauchte Ausdrücke kultiviren die Rohheiten der Henkerssprache noch eines weiteren. Denn nicht nur daß die Zeitungen mit nie gesättigter Wollust unter einander sich geißeln; sie brandmarken sich auch, sie drücken sich ein Brandmal auf die Stirne und sie stellen sich an den Pranger. Zum deutlichen Beweis daß die Zeitungssprache die Galgensprache nicht zufällig sondern als ein tiefgefühltes Bedürfniß und in all ihren Variationen sich anzueignen liebt. —

Als ein tiefgefühltes Bedürfniß! Ist es an dem, so dürfen wir unsre Kritik nicht schließen, ohne, auf mildernde Umstände zu plaidiren. Und fast scheint es uns so. Es möchte Ernst sein, völliger Ernst mit dem tiefgefühlten Bedürfniß.

So viel ist wenigstens wahr: die Zeitungspresse hat ein natürliches Bedürfniß, eine starke und nachdrückliche Sprache zu sprechen. Das eingeräumt, — wie wir es gerne thun — finden wir ein versöhnendes Moment darin und können den Richter in den Vertheidiger verwandeln. Wir haben die Zeitungspresse, und wohl mit Recht, das ureigenste Kind des modernen Bürgerthums genannt, aber das Bürgerthum ist ein gar zahmes, friedliches und civilisirtes Geschöpfchen; woher nähme das eine starke und nachdrückliche Sprache? Ei, von denen, welche sie haben! Das mittelalterliche Ritterthum hatte sie, und der Pöbel aller Zeiten hat sie. Also wäre es immerhin natürlich, begreiflich, nachgewiesen und menschlich-motivirt, warum die bürgerlichste Institution eine Junkersprache, die gebildetste eine Pöbelsprache spricht, warum sie in jenem Falle lächerlich, in diesem ärgerlich und in beiden geschmacklos spricht.

Aber wie wir auch die Schuld mildern, ein Unglück bleibt es trotz alledem. Und nur mildern, nicht gänzlich aufheben können wir die Schuld. Hat nämlich die Zeitungspresse das Bedürfniß einer starken und nachdrücklichen Sprache, so hat sie es auf dem ganzen civilisirten Erdkreis und nicht bloß in Deutschland allein. Deßungeachtet bietet uns keine Journalistik, — weder die englische, noch die französische, italienische, spanische, russische, — keine Journalistik der ganzen Kultur-Peripherie bietet uns das Schauspiel jenes junkerlich-pöbelhaften Gallimathias, welcher die deutsche Journalliteratur entstellt. Es muß also doch wohl möglich sein, auch im Deutschen stark und nachdrücklich, aber ohne gedankenlosen Sprachverderb, zu sprechen. Und brauchen wir denn einen bündigeren Beweis dieser Möglichkeit als unsre Klassiker? Ich denke, Lessing hat stark und nachdrücklich zu sprechen gewußt! Gottlob daß unsere Klassiker endlich wohlfeil geworden und in Volksausgaben das Gemeingut aller zu werden fähig sind; dieses Gegengift stellt just noch zur rechten Zeit sich ein, um den Verfall des reinen Sprachgefühls noch eine Weile aufzuhalten, weil es ja doch das Unglück gewollt hat, daß das verbreitetste Literatur-Element, die Journalistik eine so unreine Sprache bei uns in die Phantasie und auf die Zunge aller gelegt!

Und so lese ich denn schon lange meinen Lessing fast nur noch aus formalen Gründen, denn das Sachliche, insofern es bleibend, ging ja in Fleisch und Blut über; fast der halbe Lessing aber besteht leider aus Sachlichem, das vergänglich war und das veraltet ist. Wer lächelt nicht schmerzlich, wie viel Papier ein Lessing daran wendete — um einem Epiker Dusch, oder selbst einem Herrn Geheimderath Klotz ihre nebelköpfigen Dummheiten zu beweisen! Welch prächtige Donnerwetter um solcher Omelette willen!

Aber die Donnerwetter füllen mein Ohr mit ihrem erhabenen Schall! Diese Donner- und Wettersprache lese ich — etwa wie ein Römer unter Theodorich die Klassiker des Augustus las, — bloß um mir die Sprache blank zu putzen, welche reißend schnell zu verrosten droht, bloß um mich zu erinnern und mir gegenwärtig zu halten, wie man ein starkes und nachdrückliches Deutsch sprechen kann — auch ohne Lanzen zu brechen, Banner zu schwingen, in den Haaren zu liegen, in die Gesichter zu schleudern, sich in den Koth zu zerren und sich an den Pranger zu stellen.

Die klassischen Lyriker Deutschlands.

Eine Studie

von S. Heller.

Jedes Land und jeder Himmelsstrich bringt nicht blos seine nur ihm angehörigen Pflanzen, Thiere und Menschen hervor. Boden, Luft, Klima und historische Verhältnisse bilden auch, so zu sagen, eine eigenartige Geistesschicht, die in dieser Zusammensetzung nirgends weiter vorkommt. Wie man in der Naturwissenschaft eine Pflanzengeographie kennt und jene Breiten verzeichnet, innerhalb deren nur Palmen u. s. w. vorkommen, so darf man auch von einer Ideengeographie sprechen, von einem bindenden Einfluß der Naturgewalten auf das Gedankenleben der Völker, und gleich den seltsamen Ausbiegungen und Windungen der Linien bei den Isothermen und der magnetischen Influenz auf den verschiedenen Punkten der Weltkarte biegen und winden sich die Ideen auf ihrem Rundgange durch die Erde in den wundersamsten Gestaltungen. Wer die Weltliteratur zu seinem Studium gemacht, wer die Kulturgeschichte nicht nach voreingenommenen Ansichten lernt, sondern in ruhiger Erwägung der Thatsachen die allmälige Entwickelung und den Fortschritt dieser Ideen betrachtet, der wird finden, daß letzterer bei mancher Nation einen ungewohnten Aufschwung nimmt, während manche andere ihm hartnäckige, nicht weiter zu bewältigende Hemmnisse entgegenstellt. Deutschland möchte man so recht das Land der Ideen nennen, und es wäre der Mühe werth, die Untersuchung streng historisch zu führen, seit wann es dieses im eigentlichen Sinne des Wortes geworden ist. Vielleicht wird man dann jene Periode als die maßgebende bezeichnen, in welcher es, vom Meere vollständig abgeschnitten, zu einem Binnenlande geworden ist. Sicher steht wenigstens, daß seit jener Zeit das Ideologische in der deutschen Weise immer schärfer hervortritt; daß zu einer Zeit, wo Portugiesen und Spanier und in deren ruhmreicher Laufbahn bald nachfolgend Engländer und Niederländer neue Handelswege und neue Welten aufsuchten und mit Schätzen sich bereicherten, wie man sie nur in Märchen geträumt hatte, Deutschland verhältnißmäßig arm und in rührender Einfachheit jene Schätze des Evangeliums hob, die nicht Rost noch Schimmel benagen und seines Herzens Drang auf jene Weise befriedigte, die in der Reformation einen so großartigen Ausdruck fand.

Und als nach dem mörderischen 30jährigen Kriege Deutschland, seiner kostbarsten Provinzen beraubt, bis zur Unbedeutendheit herabsank, seine ehemalige staatliche Größe kaum noch in der Erinnerung fortlebte und eine beispiellose Sittenverwilderung einriß; als ein Jahrhundert, welches darauf verflossen war, uns so erniedrigt fand, daß der größte damalige deutsche Fürst es verschmähte, deutsch zu sprechen und zu schreiben: da waren es die Dichter, welche sich um die unter dem erstickenden Wust von Fremdwörtern aussterbende Sprache als um das heiligste Palladium schaarten und, unbekümmert um die arg verfahrene Politik, die Nation wieder von innen heraus zu heben und ihr Selbstbewußtsein und geistige Schwungkraft zu verleihen sich bemühten. Seit jener Zeit ward

Deutschland die eigentlich literarische Nation, ja das Wort Aesthetik wird die Ideengeographie ganz scharf innerhalb der Grenzen Deutschlands einschließen müssen; was sich davon in andere Länder verloren hat, ist gar nicht der Rede werth. Seit jener Zeit waren wir „die Nation von Denkern", wie Bulwer uns nannte und wie unsere galanten Nachbarn uns zu nennen sich beeilten, so oft sie die Absicht hatten, uns etwas am Zeuge zu flicken. Man mag von diesem unserm literarisch-ästhetischen Charakter denken, was man will, so ist doch so viel unzweifelhaft, daß ohne diese ideale Richtung wir nie auf unsre Befreiungskriege stolz zu sein Ursache hätten, und was Deutschland in dem Jahrhundert von 1740 bis 1840 in der allgemeinen Geschichte Bleibendes geleistet, das wird erst dann wahrhaft gewürdigt werden, wenn die Geschichtschreibung jene Höhe erreicht haben wird, die Buckle ihr angebahnt hat, wenn sie in Wahrheit und Wirklichkeit eine Ideengeographie und Ideenchronographie geworden sein wird.

Seit einem Menschenalter ungefähr gestaltet sich Deutschland in einer wesentlich andern Weise. Die literarisch-ästhetische Richtung verkümmert immer mehr unter dem mächtigen materiellen Fortschritte und der zeitweiligen fast ausschließlichen Geltung der Naturwissenschaft. Und seit der jüngsten Gründung des deutschen Reiches, seit Deutschland einen so hohen fast schiedsrichterlichen Rang unter den Völkern Europa's einnimmt, seit zu den realen Errungenschaften der national-ökonomischen Einsichten noch eine so ungeheure politische Machtfülle sich gesellt hat, wird jene literarisch-ästhetische Richtung voraussichtlich ganz verschwinden und einer Entwickelung Raum geben, wie wir sie etwa in England seit Jahrhunderten so gedeihlich vor uns sehen. Sollen wir vielleicht darum jenes kritisch-philosophische Jahrhundert vergessen und nicht vielmehr anerkennen, daß es der einzig solide Unterbau war, auf dem ganz allein sich unser großes Vaterland zu dauernder Bedeutung und innerlich gediegener sittlicher Kraft erheben konnte? Und würde es sich nicht bitter an uns rächen, wenn wir vergessen könnten, wovon wir ausgegangen sind? Daß es eine geistlebendige Form war, die wir unter unsäglichen Mühen, oft fehlgreifend und nur selten durch reichen Erfolg belohnt, aus uns heraus gebildet, und die vielleicht zuletzt auch den endlosen Stoff, der uns jetzt von allen Seiten zuströmt, zu beherrschen bestimmt ist? Sei es demjenigen, der sich wahre Macht ohne wahre innere Würde nun einmal nicht zu denken vermag, immerhin gestattet, die Hoffnung zu hegen, daß wir noch immer nicht mit unserm Latein zu Ende sind, daß jene humanistischen Gedanken, wie sie im 15. und 16. Jahrhundert zuerst auftauchten, wie sie durch Herder zur Humanität, durch Goethe und die beiden Humboldt zum freien Menschenthum geworden sind, noch jetzt gegen das Einreißen materieller Verwilderung den sichersten Damm bilden, und die Beschäftigung mit ihnen uns Gewähr bleibt, daß wir den Leitstern und den festen Angelpunkt mitten im wirren Drange der Zeit nicht verloren haben, eingedenk des prophetischen Schiller'schen Wortes, daß alle Entdeckungen und Forschungen der Wissenschaft nur der Kunst als dem Höchsterreichbaren gelten, und daß selbst der Denker seiner Schätze nicht eher froh wird, als bis sie zum Kunstwerke geadelt sind.

Epos und Drama haben sich noch einiges Ansehen bei uns bewahrt: jenes durch seine natürliche Wucht und durch die Wahl moderner Stoffe, oder doch durch die stark moderne Behandlung des Stoffes von Seiten des Dichters (eigentlich beliebt ist es nur in der Zwitterform des Romans); dieses durch die Bühne, welche noch immer ein, wenn auch veraltetes Bestandstück unsrer öffentlichen Geselligkeit geblieben ist. Fast im Absterben begriffen ist aber die Lyrik. Mit einem wirklichen Gefühl wagt sich gegenwärtig kein Dichter mehr an das Tageslicht. Man dünkt sich jetzt so reich an Wissen und materiellen Gütern, daß man im rauschenden Getümmel der Zerstreuungen die stille Gabe der Muse ganz verschmäht, man hört nur mit halbem Ohr auf den Laut der Empfindung, und höchstens noch ein zierliches Gelegenheitsgedicht, ein beißendes Epigramm, eine witzige, geistreiche Wendung, die man einem Trinkliede zu geben sich weidlich abplagt, lassen ahnen, daß sie überhaupt noch existirt. Unsere Goldschnittpoeten haben durch ihre in der Regel eben so korrekten, als gedanken- und gemüthsarmen Reime dieses traurige Loos zum großen Theile selbst verschuldet. Jenes literarisch-ästhetische Jahrhundert, von dem ich oben gesprochen habe, nahm es damit ganz anders. Da war es den Dichtern

ein heiliger Ernst mit ihren Gefühlen, und namentlich von Klopstock an datirt das Weihevolle, Große und streng Nationale in diesen Bestrebungen. Der Göttinger Dichterbund hat sie zu einem einzigen Ziele gemacht, und die Namen eines Voß, Fritz Stolberg, Hölty können nur mit Verehrung genannt werden. Mit diesem Bunde in äußerlicher Beziehung, wenn auch zu demselben nach seiner Sinnesart durchaus nicht gehörig, erhebt sich dann der heute leider so wenig gekannte Bürger zu außerordentlicher Bedeutung, und zwar nur durch seine gewaltige Lyra, als großer, allgemein anerkannter deutscher Volksdichter, später in dieser Eigenschaft durch Schiller verdrängt, der es bis zum heutigen Tage geblieben ist, während Goethe's überragende Kraft Beiden mit Recht den Rang streitig macht, ohne es indeß bis jetzt zu einer erheblichen Popularität gebracht zu haben. Die Berührungen zwischen diesem glänzenden Dreigestirn sind so mannigfach und der Inhalt ihrer Lyrik ist so unerschöpflich, daß hier Alles nur in den Hauptpunkten angedeutet werden kann.

G. A. Bürger gehört zu den eigenartigsten, selbstständigsten und bedeutendsten Dichternaturen, die jemals auf deutschem Grund und Boden gewachsen sind; in ihm ist jene seltene Vereinigung von Genius und Wissen, die jenen kräftigt und dieses adelt, ohne daß darum das Vollblut des Poeten durch die leiseste Anwandlung von Reflexion verfälscht oder in seinem raschen Erguß durch die Adern im Entferntesten gehemmt würde. Die liebenswürdigste Bescheidenheit und ein oft antikes Selbstbewußtsein paaren sich in ihm zu imposanter Kraftfülle, die, wie sie unwillkürlich aus dem reichen Gemüthe strömt, dem eigenen Geiste als Selbstoffenbarung aufgeht. Dabei schafft er nicht in der ersten wilden Gluth und im bacchischen Taumel der Begeisterung. Die klarste Besonnenheit herrscht mitten in seinem kühnsten Schwunge, er hat die feinsten Gesetze der Sprache ausprobirt und ausgekostet, und wie bei jenem Sybariten, dem ein auf sein Lager gefallenes Rosenblatt den Schlaf raubte, darf nicht ein Athemzug die Harmonie seiner Gesänge trüben; er feilt und modelt, er wählt und verwirft, er häuft Variante auf Variante, bis er das entscheidende Wort, den richtigen Reim, das treffendste Bild gefunden. Was ist dann aber das auch für ein Prachtbau in seinen Versen, wie ungezwungen und gleichsam sich selbst singend und sagend erscheinen diese Strophen! Er erinnert hierin lebhaft an Heinrich Heine, der bekanntlich seine reizendsten Lieder vielfach umgearbeitet und erst nach langem Prüfen und Suchen das Rechte sich angeignet hat. Er erinnert andererseits an Horaz, welcher es ja irgendwo ausspricht, wie man es dem leichtesten und graziösesten Fluß der Verse oft am wenigsten ansieht, welche Mühe, welchen Schweiß und welches Wechselfieber von Gluth und Frost sie dem Autor gekostet. Aber Bürger, kräftiger, gesinnungstüchtiger als Horaz und ohne Spur Heine'scher Frivolität, erreicht das Ideal von Jenem durch die allgemeine Volksliebe und erlaubt sich die tollsten Sprünge des Humors wie dieser, ohne die Gesinnungslosigkeit Beider. Er ist ein Mann, ganz Ernst und Charakter, fest auf den eigenen Füßen, einstehend und vollzahlend für jeden seiner Fehler, keine Regung an sich verschweigend, weil er sich keiner zu schämen hat; diese ehrliche Treuherzigkeit, dieser offene Biedersinn hat ein Recht, uns sein ganzes Innere klar zu entfalten, denn es ist nichts Falsches, keine Krümme und keine Halbheit darin.

Sein ganzes Ziel geht dahin, populär zu werden, aber Deutschlands Gebildete waren damals strebsamer als heute. Man hielt ein Gedicht noch nicht für eine leere Spielerei, die gegen die hohe, nichts weniger als Alles bedeutende Wichtigkeit des Courszettels weit zurücktreten müsse, andererseits auch nicht für den Ausfluß tiefster philosophischer Speculation, sondern für den klaren Gedanken oder die reine Empfindung einer sangbegabten edeln Seele, und in diesem Sinne ist alles von Bürger populär. Daß er zeitweilig den Bänkelsängerton anstimmte und zwar nicht nur in ausgesprochenen Scherzen wie im Raub der Europa, sondern auch in einer Menge von Balladen, wird ihm heutzutage keiner mehr verübeln, der auch nur die Gesänge des Homer mit Geist und Herz gelesen hat. Bezeichnend ist es, daß der Kenner und Uebersetzer Homer's und Virgil's, der Verehrer Horazens und Klopstock's, der Freund fast aller Genossen vom Göttinger Dichterbunde nichts in antiken Strophen hinterlassen hat, hierin Goethe und

Schiller vollkommen ähnlich, die wie Bürger höchstens noch das Distichon kultivirt, sonst aber den Reim und die deutsche Stanze überall vorgezogen haben.

Den obersten Rang in Bürger's Lyrik nimmt die Liebe und zwar seine Liebe ein. Sie ist stark, von kernhafter Sinnlichkeit, von einer Gluth, wie sie nur die Kraft tüchtiger Männlichkeit einzuhauchen im Stande ist. Nur die Alten haben noch so naiv und so energisch diesen holden Drang dargestellt; aber sein eigener Busen hegte eine lohende Flamme, die, ihn selbst verzehrend, darin aufsteigt. Alles nach dieser Richtung Gedichtete trägt den Stempel hoher und höchster Vollendung. Da ist vor Allem die götterhafte, wunderbare Nachtfeier der Venus zu nennen, mit einem Zauber, einer Musik der Sprache, einem Schwung der Bilder, einer Pracht der Rhythmen, wie sie ein Schiller wohl äußerlich erreicht, mit nichten aber jene Zartheit, jenen Schmelz, jene seelische Hingebung an die allbezwingende, Alles in magischen Banden haltende Göttin. Man vergleiche einmal damit Schiller's Triumph der Liebe, den er, wie Bürger seine Nachtfeier, als 20jähriger Jüngling gedichtet, und der ganze Unterschied der beiden Dichter wird sofort klar. Bürger bewegt sich da auf seinem eigensten Gebiete, er schmiedet und hämmert an dem ungefügen Erz der Sprache und entlockt ihm die süßesten herzbestrickenden Töne, stolz wie ein Schwan wiegt er sich auf den schwellenden Fluthen des reinsten Wohllauts. Schiller glättet an seiner Diction ebenfalls, so viel er kann, aber der Witz überrascht ihn mitten in seiner Empfindung (wie in späteren Jahren die Philosophie seine Intuition übertobte); auch er bringt uns bis zu einer gewissen Trunkenheit, die aus der Masse von Anspielungen aus dem Reiche der Mythen und aus dem raschen Wechsel der verschiedensten Gemälde entspringt, aber eben dieser rasche Wechsel verräth, daß hier nicht das harmlose Gemüth in seiner köstlichen Befriedigung schwelgt, sondern die unruhige Einbildungskraft von einem zum andern stürmt und uns blendet, aber nicht wie Bürger gleichmäßig und wohlthuend erwärmt.

In Bürger's Liebesgedichten nehmen jedoch die unsterblichen Molly-Lieder unser Hauptinteresse in Anspruch. Keine Nation der Welt, nicht die feurigen Italiener, nicht die leicht- und heißblütigen Franzosen, haben etwas aufzuweisen, was nur im Entferntesten mit diesen kostbaren Perlen deutscher Lyrik zu vergleichen wäre. Die Thränen des großen Dichters mögen oft auf das Blatt gefallen sein, auf welches er seine Sehnsucht, sein unaussprechliches Glück und Elend, seine Wonne und seine Verzweiflung mit zitternder Hand und in so brennenden Farben malte. Diese Liebe war nach Gesetz und Herkommen eine verbrecherische, er und sie wehrten sich anfangs dagegen; aber sie war bestimmt, ihm die Dichterkrone, wie in Höllenflammen glühend, auf's Haupt zu drücken, wenn sie auch für kleine Seelen ihm ein unauslöschliches Brandmal auf der Stirn zurückließ. Was sind das für Töne! welche Wahrheit, welche Kraft! In dieser Weise hat die Poesie noch nie das innerste Verlangen ausgesprochen, wird sie es nicht mehr aussprechen. Das erste Aufflackern dieser Leidenschaft, das beiderseitige Widerstreben, das Verzehrende dieses Kampfes, das Sichwiederfinden der Liebenden, ihre Seligkeit, Molly's Werth, Molly's Schönheit und Treue, das süße Kosen, ihre plötzliche Reue, wie sie sich losreißen will, ein Aufschrei seiner ganzen Natur in den Accenten der tiefsten Tragik, ihr Wiederkommen, neue entzückende Lust, ihre Vermählung, wo in hochherrlichen Hymnen der Dichter den Lorbeer der Vollendung sich selbst um die Schläfe windet, und endlich ihr frühzeitiger Tod, sein dumpfes Herumirren, seine schmerzenvolle Klage, seine Verlassenheit — das sind wahrlich ganz andere Lieder und Reime als die wohlgedrechselten Sonette und Canzonen eines Petrarca oder als Schiller's unreife Erotik. Nur in den Liederfragmenten der Sappho begegnen uns ähnliche Accente, und einige wenige Elegien Tibuls athmen etwas von dieser Zartheit und Lieblichkeit. Auch sonst feiert Bürger in einer Menge der köstlichsten Gedichte die Macht der Liebe, bald tändelnd und schäkernd, bald innig und fröhlich, bald heiß und schmachtend, bald in ruhiger Betrachtung — immer weiß sein unermüdlicher Pinsel uns mit neuen Phantasien und Gestalten zu berücken, immer der Sprache jenen prometheischen Funken einzuhauchen, der vor ihm unsrer gesammten Poesie fehlte. Und auch nach Bürger ist ein Gedicht wie Schön Suschen nicht weiter gemacht worden. Eine solche Harmonie in Wort, Wen-

bung und Gedanken, ein so edler und reiner Rhythmus, eine solche Meisterschaft bei so kindlicher Einfachheit ist selbst Goethen nur in den seltensten Fällen gelungen, bei Schiller wird man solche vergebens suchen.

Eine noch tiefer greifende Bedeutung für die deutsche Literatur hat Bürger durch seine Balladendichtungen. Gehört aber die Balladendichtung in die Lyrik? Ohne der Kritiker Acht und Bann verfallen zu wollen, möchte ich doch darauf aufmerksam machen, daß es mindestens ebenso verfehlt wäre, die Ballade ohne Weiteres zum Epos zu machen. Der Sänger von Goethe, des Sängers Fluch von Uhland und hundert andere Balladen und Romanzen haben ein entschieden lyrisches Gepräge. Wenn wir Deutschen uns etwas darauf einbilden, die Aesthetik erfunden zu haben, so hat ein älteres Volk sie jedenfalls vor uns praktisch geübt, ohne sie dem Namen nach zu kennen, und so musterhaft geübt, daß eine Berufung auf dasselbe jedenfalls für keinen Eingriff in die Aesthetik wird gelten können. Die Griechen wollten unter Epos nur das große Heldengedicht verstanden wissen in seiner breiten Behaglichkeit, in seiner naiven Objectivität und in seiner selbstlosen Hingebung an den Gegenstand. Dagegen nahmen sie keinen Anstand, die „Balladen" eines Pindar, eines Stesichoros, so mächtige epische Gestalten in ihren kunstvoll verschlungenen Strophen auch Raum hatten, unter die Lyrik zu rechnen. Ueberhaupt ist dieses Einreihen in eine allgemeine Nomenclatur für denjenigen, dem Individualisirung das Grundgesetz nicht nur in der literarischen Beurtheilung, sondern auch im Unterrichte und im Staatsleben zu sein scheint, etwas Schweres, wo nichts Unmögliches. W. v. Humboldt mußte ein dickes Buch schreiben, um Goethe's Hermann und Dorothea unter den bis auf dasselbe vorhandenen Epen unterzubringen. Einstweilen gestatte man also auch hier, da die Bürger'schen Balladen entweder einen stark ins Didaktische gehenden Zug haben, oder doch in einzelnen Fällen von der Erwähnung seines Ichs nicht ganz frei sind, dieselben in seine lyrische Thätigkeit mit einzubeziehen.

Mit Bürger beginnt die eigentliche Balladen-Literatur, an welcher Deutschland seitdem so reich geworden ist. Die Schöpfung dieser Gattung ist charakteristisch für Bürger und ein Ausfluß seines Strebens nach Volksthümlichkeit. Seine Lenore zündete wie ein Blitz die Gemüther in Deutschland; sie rief wie mit einem Zauberschlage, wie mit jenem Gertenschlage Wilhelms, dem sich der Friedhof aufthat, die Geister der Volkssage wach, die tief im deutschen Gemüthe schlummerten und fest darin wurzelten, sie gab den Poeten ein neues, unübersehbares Feld großartigen Schaffens aus dem Nerv und Kern aller wahren Poesie heraus. Allerdings verfällt Bürger oft ins Abenteuerliche, ja in vereinzelten Fällen ins Platte und Rohe, dafür ist er aber wieder ins Volk gedrungen wie keiner vor und nach ihm. Sachen wie die Lenore, der Kaiser und der Abt, das Lied vom braven Manne, die Weiber von Weinsberg, die Kuh u. a. gehören zu dem Unübertrefflichen, zu dem Eigensten, nicht weiter Nachzuahmenden der Bürger'schen Muse, es sind unvergängliche Kunstwerke. In Frau Schwips und in manchem Dutzend anderer gemahnt er lebhaft an Beranger, dessen Edelsinn, dessen Volksscherz, dessen Einfachheit, dessen natürliche Verständigkeit und jeweilige Nüchternheit, dessen Melodienreichthum, dessen leichten Versbau, dessen mannhaften Charakter wie dessen glühende Erotik er theilt, nur daß Bürger bei der stärksten Sinnlichkeit nirgends lüstern oder gar frivol wird, wenn ich etwa Veit Ehrenwort und das wenige diesem Stück Verwandte, das wir von ihm haben, ausnehme, und vielleicht sind auch dies keine eigentlichen Ausnahmen. Seine von Schiller so hart mitgenommene Frau Schwips ist vortrefflich wie Beranger's les deux soeurs de charité, eine klassische Humoreske mit zündender Pointe. Bürger war sich dieser seiner Begabung auch vollkommen bewußt. Den Kunstphilosophen, welche schon damals anfingen, über alles, was nicht Tiefe verräth, die Nase zu rümpfen, konnte er mit seinem Schäfer Hans Bendix zurufen: Was ihr euch, Gelehrte, für Geld nicht erwerbt, das habe ich von meiner Frau Mutter geerbt. Er besaß den gesunden Mutterwitz, der überall, ohne oft viel zu grübeln, den Nagel auf den Kopf traf, das Gute und Rechte dem Volke in lieblichen oder tüchtigen Gestalten, in einfachen aber lichten Gedanken, in ungesuchten aber tiefen

Empfindungen vorführte. Hierin berührt sich Bürger mit Burns und ist noch bis zum heutigen Tage ein nicht erreichtes Vorbild geblieben.

Auch was er sonst in übermüthiger oder schwermüthiger Laune, in ernster oder tändelnder Stimmung Allgemeines oder Gelegentliches gedichtet, athmet den Duft des unverfälschten Genius. Welch' köstlicher Humor in dem Liede an Bacchus oder in der Antwort an Göckingk über das traurige Loos des Poeten, welche stille Resignation in den Strophen an F. M., als sie nach London ging, welche catullische Anmuth, welche anakreontische Heiterkeit und Leichtigkeit in dem Hummelliede oder in dem an die Bienen. Eine Versification wie die des Dörfchens in ihrer sonnigen Lieblichkeit, in den von den Grazien selber eingegebenen reizenden Bildern hat selbst ein Meister wie Rückert ihm nicht weiter nachzubilden unternommen. Welche Hoheit in der prächtigen, von Schiller übel genug nachgeahmten Männerkeuschheit, und sein Blümchen Wunderhold ist der Preis aller in dieser Manier gedichteten Allegorien. Bürger ist ferner einer unsrer ausgezeichnetsten Epigrammatiker. Wie die Goethe'schen haben seine Epigramme zwar nicht die ätzende Schärfe der Schiller'schen Dialectik, aber sie sind oft wirkliche Todtschläger in ihrer vernichtenden Wahrheit und gedrängten Kraft. Ein großes Gemüth, ein stolzer Mannessinn, eine scharfe Beobachtungsgabe und ein kühner, vorurtheilsloser Geist spricht sich in allen von ihnen aus. Viele sind noch gegenwärtig im Munde aller Gebildeten, wie das von der Lästerzunge, daß es die schlechtesten Früchte nicht sind, daran die Wespen nagen, oder von dem Hochmuth der Großen, der sich geben wird, sobald nur erst unsere Kriecherei sich gegeben haben wird. Wie frei und offen spricht er die großen revolutionären Gedanken vom letzten Viertel des 18. Jahrhunderts in der markigen Aussprache des Bauers an seinen durchlauchtigen Tyrannen aus, und wie kostbar macht er dem Spatz, der sich auf dem Saale gefangen hatte, das Glück der Nichtgebundenheit an die „Despotenhudelei" begreiflich. Daß er kein Freiheitsfanatiker und bloßer Raisonneur war, beweisen seine Lieder an die Franzosen, die nur von ihrer Unabhängigkeit schwatzen, sich aber ihres hohen Glückes unwürdig zeigen. Da ist nichts von Schiller's banger Flucht ins Ideal, da ist strenger, mannhafter, eisenfester, ausdauernder Charakter, den er bis ans Ende seines hartgeprüften Lebens bewährt hat.

Dieses kernige Wesen tritt in seinen literarischen Fehden überall herrlich hervor, wie z. B. in der prachtvollen Ausforderung an Fritz Stolberg, der mit ihm in einer Ueberseтzung der Ilias rivalisirte, oder in seiner schonend-gerechten Beurtheilung des so tief unter ihm stehenden Blumauer, es erscheint aber in seinem vollsten Glanze bei Schiller's bekanntem Angriffe auf ihn in der allgemeinen Literaturzeitung vom Jahre 1792. Heutzutage steht es außer allem Zweifel, daß dieser Angriff, so gut und ehrlich gemeint er von Schiller's Seite war, doch eine Tactlosigkeit, wenn nicht gar eine schwere Ungerechtigkeit zu nennen ist. Schiller verkannte nicht nur, in Kant'sche Theoreme tief versenkt, das Wesen wahrer Volksthümlichkeit, er wollte auch gewaltsam und mit frevelmüthigem Dünkel eine so ganz und gar aus sich herausgewachsene Individualität wie die Bürger'sche zerstören und ummodeln, und das Entgegenhalten des saft- und kraftlosen, aber formell korrekten Matthisson, als des zu befolgenden Ideals, konnte nur geeignet sein, den erbitterten Dichter noch mehr aufzubringen. Dennoch ist Bürger's Betragen in dieser Angelegenheit von Anfang bis zu Ende ein ehrenhaftes und maßvolles gewesen. Die Satire vom Vogel Urselbst, in welcher er Schiller einen tranken Uhu nennt, der aus den Trümmern Troja's herauswinselt, möchte zwar an das Gegentheil denken lassen; man bedenke jedoch, wie gereizt Bürger unmittelbar nach dem Angriffe sein mußte, man erwäge, daß Schiller selbst damals auf dem Felde der Lyrik noch wenig oder nichts geleistet hatte und in den Augen des formvollendeten Bürger allerdings als ein Stümper erscheinen mochte, daß die Einwürfe, welche Bürger seinerseits gegen Schiller's Lied an die Freude machte, nur zu gerecht sind, und daß Schiller außer der Uebersetzung des zweiten und vierten Buchs der Aeneis (daher die oben angeführte spöttische Bezeichnung im Vogel Urselbst) damals in der That noch keine bedeutende Leistung in der Vers- und Reimkunst aufzuweisen hatte. Und krankhaft und pedantisch mußte Bürger eine Mahnung erscheinen, die von ihm nichts weniger forderte, als seine

eigene Natur zu verläugnen. Man bedenke endlich, daß schon 18 Jahre vor Ausbruch dieses Kampfes Bürger in einem sehr langen Gedichte seinen Widerwillen gegen Mamsell la Regle ausgesprochen, „wenn sie gar zu steif hin und her hofmeistert." Aber vielleicht nur wenige Tage nach jener Auslassung im Vogel Urselbst schrieb Bürger die trefflichen Distichen „über die Dichterregel," in welchen er den Schiller'schen Behauptungen von der Nothwendigkeit der idealen Schönheit und Korrektheit eines Gedichtes das Motto aus dem Horaz: non satis est pulchra esse poëmata, dulcia sunto, et quocumque volent animum auditoris agunto entgegensetzt, erst im Allgemeinen von der „schönlich geleckten Form mit dem wässerigen Inhalt" spricht, dann aber mit den edel anerkennenden Worten schließt:

„Deinem Genius Dank, daß er, o grübelnder Schiller,
Nicht das Regelgebäu, das du erbauet, bewohnt!
Traun! wir hätten alsdann an dir statt Fülle des Reichthums,
Die uns nährt und erquickt, einen gar luftigen Schatz."

Und eine ganze Strophe hat er diesem seinem Todfeind zu liebe — denn es steht außer aller Frage, daß Schiller's Kritik ihn tödtlich verletzte; er hat seitdem nichts Frisches und Lebensfreudiges mehr geschaffen — in seinem Blümchen Wunderhold geändert, während er in der Anmerkung zu dieser Aenderung seinen Gegner in einer, man kann sagen, klassisch — biderben Weise abfertigt.

So haben wir in Bürger eine naive, hochbegabte Dichternatur kennen gelernt, beschränkt in ihren Fähigkeiten und unfähig, diese ihre Schranken zu verlassen, ohne sich selbst abtrünnig zu werden, ohne mit ihrem innersten Wesen in Widerspruch zu gerathen: aber von großer Intensität in dem, was innerhalb ihres Leistungsbereiches liegt, durchweg schöpferisch und volksthümlich auftretend in der volksthümlichsten aller Poesien, in der Ballade und Romanze, allenthalben die ganze Wucht der ganz individuell gearteten Persönlichkeit, und mitunter auch die Mängel und sittlichen Gebrechen dieser Persönlichkeit, wenn auch in der liebenswürdigsten Weise, zur Geltung bringend und ihrer Dichtung einverleibend. Seine Lyra hat nur wenige Saiten, aber diese sind auf das Energischste gespannt und tönen voll aus, bis ein neidisches Geschick sie mitten entzwei bricht und das einst so wohl gestimmte helle Barbiton mit einem grellen Mißton der Verzweiflung enden läßt.

Vielleicht daß das Bestreben, dem halbvergessenen Bürger überall gerecht zu werden, die Behandlung seiner Lyrik etwas ausgedehnt hat, desto kürzer werde ich mich bei Schiller und ganz kurz bei Goethe fassen können. Denn nur auf das Verhältniß dieser drei Lyriker zu einander und auf ihre umfassende Bedutung in unsrer größten literarischen Glanzperiode kommt es hier an, nicht auf einzelne Vortrefflichkeiten oder ganz allgemeine Vorzüge.

Von Schiller, an welchen man bei Bürger immer zunächst denken muß, möchte man im ersten Augenblicke ganz zweifeln, ob er auf den Namen eines Lyrikers im eigentlichen Sinne des Wortes Anspruch hat. Ihm fehlt vom Hause aus jene Unmittelbarkeit, die sich ohne viel Worte in plastischer Kürze und in nackter Einfachheit ausdrückt. Er ist kühn, aber nicht keck, d. h. er vermag es, sich bis zur höchsten Idee, bis zur äußersten Eingebung des Tiefsinns emporzuwagen, er weiß auch der Sprache jenes begeisternde Element einzuhauchen, das den Leser und Hörer einladet, jene reine Aetherluft mit ihm zu theilen. Allein jedes natürliche Gefühl erregt ihm Grauen; bei ihm steht im Vorhinein fest, daß er es in dieser seiner Ursprünglichkeit künstlerisch nicht brauchen, nicht verwerthen kann, und er fragt sich ängstlich, wie weit es abgedämpft und zum Ideal erhoben sein muß, um die rechte dichterische Weihe zu haben. Durch diese Operation des Klärens und Verklärens verliert jedoch dasjenige, was die eigentliche lyrische Wirkung ausmacht, seine ganze Eigenthümlichkeit und namentlich auf Schiller finden seine eigenen Worte die meiste Anwendung: „Spricht die Seele, so spricht, ach! schon die Seele nicht mehr."

Er selbst hat in seinem Aufsatze über naive und sentimentalische Dichtung sich hierüber die strengste Rechenschaft gegeben, und wenn man die Consequenzen seiner Ab-

handlung für die Lyrik zieht, so muß man zu dem Ergebniß kommen, daß diese beim sentimentalisch angelegten Dichter ein Vorwiegen des Gedankens und der Reflexion, eine Verflüchtigung jeder Gestalt und jedes einfachen Gefühls zu Ideen und im besten Falle ein Darstellen des Gegenstandes aus der Idee heraus zur Folge haben müsse, dieses letztere natürlich erst bei der höchsten Reife und inneren Vollendung des Dichters selbst. Der echte Lyriker ist es aber immer: der Gehalt seiner Lyrik mag sich allmählich steigern, die Form muß gleich beim Beginn seiner Laufbahn nichts zu wünschen übrig lassen. Sehr bezeichnend bleibt es daher für Schiller, daß er bei der Ausgabe seiner Gedichte sich genöthigt sah, dieselben in die der 1., 2. und 3. Periode einzutheilen, und auch die flüchtigste Ueberschau derselben muß uns die Ueberzeugung einflößen, daß fast alle der ersten Periode lyrisch gewissermaßen unmöglich sind. Die Ueberschwänglichkeiten der Lauraphantasien haben etwas für keinen Geschmack mehr Erträgliches; am angenehmsten berühren noch die Versuche, gewisse Ideen in Anschauungen zu kleiden, wie: Elysium und Gruppe aus der Tartarus Schlacht; wie hereingeschneit ist das Liedchen der Frühling, von dem man fast behaupten möchte, daß es gar nicht von Schiller stammen könne, so simpel und ungekünstelt spricht sich darin die Freude über die schöne Jahreszeit und über eine glückliche Liebe aus, wogegen „die Blumen" schon etwas von dem einstigen großen Dichter verrathen. Die Leichenphantasie auf den Tod eines Jünglings und ähnliche Auslassungen sind von einem Schwulst und Bombast, der dem Schlimmsten aus der Zeit des Sturms und Drangs an die Seite zu setzen ist. Daß der Triumph der Liebe und Männerwürde bloße Reminiscenzen aus Bürger, wurde bereits des Näheren auseinandergesetzt, und die beiden oft haarsträubenden Romanzen die Kindesmörderin und Graf Eberhard der Greiner von Württemberg sind sehr schwache Versuche dieser Gattung, die wahrscheinlich Bürger's großes Beispiel hervorgerufen hat.

Die Gedichte der 2. Periode zeigen einerseits vollständig, wie verunglückt jedes Produkt eines Geistes ausfallen müsse, der sich anstrengt, der mühsamen Betrachtung den Stempel der Unmittelbarkeit und die Frische des Naturlautes zu geben; andererseits weisen sie schon entschieden auf die große Sphäre hin, in welcher Schiller's Lyrik den weitesten Spielraum zu finden und mustergültig, ja mit unerreichbarer Macht zu wirken bestimmt war. Ein Gebiet allerdings, welches nur uneigentlich der Poesie angehört, von welchem aber Schiller irgendwo ganz richtig bemerkt, die Aufgabe der Poesie könne darin nur die sein, die tiefsten Gedanken in die möglichst klarsten Anschauungen zu verwandeln, ich meine das Lehrgedicht. In der Reihe, wie Schiller die wenigen Gedichte dieser Periode ordnete, hat er mit gutem Fug das Lied an die Freude an den Beginn und das Lehrgedicht die Künstler an das Ende gestellt. Von jenem sagt der Vogel Urselbst zum Uhu:

„Denn sieh! als Du bei guter Laun'
Einst über deinen Dornenzaun
Der Göttin Freude nach dich schwangst,
Da wurde mir doch etwas angst."

Und Bürger commentirt dies in Prosa in den Bemerkungen zu Schiller's Angriff auf sein Blümchen Wunderhold, des Inhalts, daß besagtes Blümchen doch zu große Unwahrscheinlichkeiten bewirke: „Gesetzt aber auch, der Dichter hätte so etwas Abenteuerliches von seiner Bescheidenheit behauptet, so wäre das doch immer noch eine wahre Kleinigkeit gegen die komischen Wunderthaten, die er seine Freude, die doch gegen die Bescheidenheit nur eine moralische Untergöttin ist, verrichten läßt:

„Sonnen lockt sie in die Räume,
Die des Sehers Rohr nicht kennt" u. s. w.

In der That kann man bei allem Enthusiasmus für die hohe Stimmung, welche dieser Gesang eingegeben hat, doch nicht umhin zu bemerken, daß die Uebermasse der wie in wollüstiger Trunkenheit durcheinander taumelnden Gedanken und Bilder keine eigentliche reine Empfindung und am wenigsten die Freude aufkommen läßt. Ein zweites großes Gedicht dieser Periode, die Götter Griechenlands, ist, wenn man will, nur biographisch und kulturhistorisch wichtig, denn der lyrische Schwung erlahmt auch hier an

der Ueberlast des mythologischen Details; aber freilich ist es nach jener Richtung von ganz besonderem literarischen Werth, denn es bezeichnet den Proceß der Ethnisirung von Schiller's Weltanschauung, und mit ganz richtigem Instincte erheben sich Graf Stolberg und Geußen gegen diese glanzvolle Lyrik des Unglaubens und der Entchristlichung der hergebrachten christlichen Intuitionen. Denn das war kein leeres Spiel mit Worten mehr, wo man unter Luna den Mond und unter Phöbus einfach die Sonne verstand, das war Bruch mit dem überweltlichen jüdisch-christlichen Gotte und eine Apotheose des Weltgesetzes selbst, ein Pantheismus auf dichterischem Gebiete, wie ihn auf dem sittlich-philosophischen Spinoza längst festgesetzt, und wie ihn Goethe mit den Worten bekannt hat:

„Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe?
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen,
So daß, was in ihm lebt und webt und ist,
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt."

Wenn auch Schiller's Kantianismus ihn später auf eigentlich pantheistische Ideen nicht weiter kommen ließ, so beginnt doch mit diesem zwar in der Folge umgearbeiteten, aber in seinem ursprünglichen Charakter nicht mehr zu verändernden Gedichte Schiller's eigenartige, jede Beziehung mit irgend einer positiven Religion abbrechende Gedankenlyrik, die gleich der Bürger'schen Naturlyrik so epochemachend für Deutschland gewesen ist, und die uns z. B. seine aus dieser Epoche stammende Resignation so populär gemacht hat.

Was wir sonst aus der zweiten Periode von ihm haben, gemahnt entweder an die erste Periode, oder ist doch im Allgemeinen von geringerem Belange, oder beschränkt sich auf bloße, in den einzelnen Stanzen mehr oder minder gelungene Uebersetzungen der Vergil'schen Aeneis bis auf das merkwürdige Gedicht die Künstler, das jene Reihe von größeren didaktischen Poesien anfängt, in welchen Schiller, wie in der bald darauf folgenden Reihe von ästhetischen Aufsätzen, seine Ansichten über die Kunst in immer tieferer Form niedergelegt hat. Das Gedicht war bekanntlich anfangs doppelt so lang als jetzt, Schiller hat es auf Anrathen seines Freundes Körner gekürzt; es enthält aber auch jetzt noch manche Längen, und man könnte einzelne Stellen aufzeigen, die Wiederholungen, Dunkelheiten (z. B. „des Mäoniden Harfe stimmt voran") enthalten nnd den vorhergehenden Gedanken nur gezwungen an den folgenden anknüpfen. Es ist ein Hymnus an die Kunst und deren Jünger, geschrieben 7 oder 8 Jahre nach Erscheinen von Lessing's Erziehung des Menschengeschlechtes, und wenn man erwägt, daß die letzte hierher einschlägige so bedeutende Abhandlung Schiller's die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechtes sind, wenn man ferner auf den Gedankengang jener Lessing'schen hundert Paragraphen und auf den der Künstler eingeht, so wird man gerne zugeben, daß diese im Geiste jener gedichtet sind. Wie dort die Offenbarung nur eine verkappte Erziehung, ist hier die Kunst nur die unter sinnlicher Form verhüllte Wahrheit; wie dort das Ziel der Menschheit in die Zeit des dritten rein geistlichen Evangeliums gesetzt wird, heißt es in den Künstlern:

„Zuletzt, am reifsten Ziel der Zeiten,
Noch eine glückliche Begeisterung,
Des jüngsten Menschenalters Dichterschwung
Und in der Wahrheit Arme wird er gleiten."

Wie endlich dort die Offenbarung zuerst den Gedanken an den einigen Gott, dann den eines Jenseits und den sittlichen Adel der Menschheit bringt, so wird hier genau dasselbe den Künstlern nachgerühmt. Die Kunstoffenbarung macht nach Schiller alle anderen Offenbarungen entbehrlich. Die Theologie, welche Lessing mit dem Rationalismus identificirte, hat in dieser Schiller'schen Theorie keinen Raum mehr, da ihre Errungenschaften der Kunst beigemessen werden. Aber auch die Philosophie muß von ihrem angemaßten Throne steigen, um der Kunst den obersten Rang zu überlassen. Das Hauptprincip aller Philosophie, den Gedanken von einem einheitlichen, allen Erscheinungen zum Grunde liegenden Weltgesetze, weist Schiller als ein dem harmonischen Gesetze der

Kunst entlehntes Princip auf, was wenigstens bei der Hegel'schen Philosophie vollkommen zutrifft, wie dies Rudolf Haym in seinem Buche über Hegel geistreich auseinander gesetzt hat. Aber auch der Triumph der Kant'schen Denkerfreiheit, der kategorische Imperativ, gilt nach Schiller's feiner Unterscheidung nicht vor dem Tribunale der Kunst, denn es heißt von ihr in den Künstlern:

„Ihr Lichtpfad, schöner nun geschlungen, senket
Sich in die Sonnenbahn der Sittlichkeit."

Ja die ganze Arbeit der Philosophie geht eigentlich nur dahin, um, wie man sich heutzutage ausdrücken würde, den Künstlern ein schätzbares Material zu liefern. Schiller sagt zu den Künstlern:

„Der Schätze, die der Denker aufgehäufet,
Wird er in euren Armen erst sich freu'n,
Wenn seine Wissenschaft, der Schönheit zugereifet,
Zum Kunstwerk wird geadelt sein."

Schiller hat also den zweiten großen Schritt gethan: er ist ganz Künstler geworden und glaubt nur als solcher die höchste Aufgabe der Menschen erfüllen zu können, freilich eine bloße Ueberschwänglichkeit in dem damaligen Stadium seiner Geistesentwickelung.

Denn daß dies nur eine poetische Voraussetzung seiner erst viel später eingetretenen Vollendung war, daß er sich im Jahre 1788 noch lange nicht so eins mit sich fühlte, daß gerade um diese Zeit jene heftigen Kämpfe des Historikers, Philosophen und Dichters in ihm begannen, wissen wir nur zu gut. Wenn aber seine Muse einige Jahre lang verstummte, so brach sie nachher das Schweigen, um desto imposanter und bezwingender hervorzutreten. Da ist dann jeder Zwiespalt abgethan, und in unerschöpflicher Fülle wogt ein liederreicher Drang aus dieser wunderbaren Dichterbrust hervor. Jeder Naturlaut ist verbannt für immer, er hat sich auf diesen geweihten Lippen in einen Göttterspruch voll der tiefsten Weisheit verwandelt. Diese ist es denn auch, die wir mit durstigem Munde noch heute aus dem ewig erquickenden Borne seiner Poesie trinken, welche er mit edlem Bewußtsein des ganz Eigenartigen derselben die sentimentalische genannt hat. Was Voltaire's Fugitives für das witzige, nach Pikanterien jagende Frankreich aus der Zeit der lüsternen Regentschaft waren, das sind seine haarscharfen, bald in die Gebrechen der Zeit und des menschlichen Herzens tief einschneidenden, bald im edelsten Sinne des Wortes lehrhaften Epigramme für das an ihm sich aufbauende Deutschland gewesen. Alle die großen Lehrgedichte dieser seiner dritten und letzten Periode tragen den Stempel seines hohen Genius darin an sich, daß sie den Lehrsatz in Intuition verwandeln, wie in den vier prachtvollen Gleichnissen von der Macht des Gesanges. Von den zwei kühnsten und umfassendsten Gedichten dieser Gattung, Spaziergang und Reich der Schatten (Ideal und Leben) entrollt das erste unter dem Scheine der Schilderung einer reichen Landschaft die gesammte Geschichte des Menschengeschlechts nach dem weiten Gesichtspunkte des Kampfes von Natur und Kultur, von dem Schiller auch in der Abhandlung über das Erhabene sagt, daß er den eigentlichen Inhalt der sogenannten Welthistorie bildet, und der einstigen Identificirung beider in einem erst zu erobernden Weltalter; das andere liest sich wie ein tiefes Mysterium über die außerordentliche Kraft, welche dem geheimnißreichsten Moment in der Seele des Dichters und des Künstlers überhaupt innewohnt, und welchen wir nicht anders als mit dem Worte Stimmung zu bezeichneu vermögen. Wer mit Schiller's Ideengange nicht vertraut ist, der glaubt in den ersten Strophen ganz und gar religiöse Gedanken zu vernehmen, dem der weitere Verlauf des Gedichtes nur zu sehr widerspricht, und unverständlich bleibt dieses merkwürdigste und dunkelste Gedicht für den, welcher nie aus dem Leben, aus der gemeinen Wirklichkeit auf den Boden des Ideals getreten ist; deutlich und von blendender Klarheit ist es aber jedem, der den Schritt in dies zauberhafte Jenseits auch nur einmal gethan; denn wer, der ihn einmal gethan, hat es dann für werth gehalten, sich um das Diesseits mehr zu kümmern? Würdigt er es noch eines Blickes, so kann deiser kein anderer sein, als der der tiefsten Verachtung, der souveränen Ironie. Thut es Schiller, so kommt ihm auf einmal der volksthümliche Ton jenes in seine Gedichte

wie aus einer andern Welt hineingekommenen, oben erwähnten Frühlingsliedes; aber dieser Ton muß von jetzt an nur dazu dienen, sich selbst als das Niedrige, Platte und Gemeine zu expliciren und zu vernichten. Dies geschieht in den Satiren die Weltweisen, der Metaphysiker, Pegasus im Joche, während ein Genius, im Glück, im Tanz der idealischen Weltanschauung das große Wort geredet wird.

Auf dem Gebiete des Dramas hat Schiller dies im Wallenstein in noch großartigerm Maßstabe wiederholt; im Lager nämlich, von dem bekanntermaßen Viele wegen seiner merkwürdig realistischen Färbung gar nicht glauben wollten, daß es von Schiller selbst sei, stellt die ganze Wucht und Rohheit der Wirklichkeit sich selbst dar, um sich selbst aufzuheben und gegen den Kothurn der mächtigen Figuren Wallensteins und seiner Umgebung ganz zu verschwinden. Schiller ist aber noch weiter gegangen. Er hat die sogenannte populäre Darstellungsweise nicht nur sich selbst ironisiren lassen, sondern er hat sie in einem seiner wahrhaft volksthümlich gewordenen Gedichte dazu benutzt, den Gedanken seines Spazierganges und manches in seinen ästhetischen Abhandlungen Ausgeführte wirklich und leibhaftig darzustellen. Dies ist das Lied von der Glocke, dessen seltsam verschlungener künstlerischer Aufbau und bei aller Mannigfaltigkeit der Bilder so einfacher Ideengehalt sich überraschend in der einfachsten Diction des Meisters vorträgt, freilich aber auch der Gefahr nicht entgangen ist, daß das Volk nur das „Handwerksmäßige“ (wie Goethe einmal in den Annalen die Bezeichnung so richtig gewählt hat), den Glanz der einzelnen Lebensgemälde und Beschreibungen erfaßt hat, von der eigentlichen Bedeutung des Gedichtes aber keine Ahnung besitzt. Wenn Schiller durch dieses Gedicht, wie durch die Menge seiner Balladen Bürger allmählich verdrängt und dadurch gewissermaßen die Doppelkrone des Volks- und Kunstdichters auf seinem Haupte vereinigt hat, so möchten doch namentlich seine Balladen weder nach der einen, noch nach der andern Richtung vollendet zu nennen sein. Da, wo er diese Vollendung wirklich erreicht, wie im Siegesfest, in der Kassandra, in der Klage der Ceres und wohl auch im Eleusischen Fest, ist er auch nie populär geworden, seine Balladen sind fast durchgängig langathmig, verlieren sich in unnütze Beschreibungen und halten die Probe eines guten Geschmackes auf die Länge nicht aus. Ja ihr Einfluß ist eher ein schädlicher gewesen; denn die Herrschaft der Phrase, durch das Uebergreifen der literarischen Beschäftigung seitdem in so ausnehmend unheilvoller Weise befördert, wurde durch diese Gedichte, wie durch eine Menge schön versificirter Sentenzen in seinen Dramen zuerst durch Schiller angebahnt, und dies liegt eigentlich viel weniger in der Schiller'schen Phrase, welche immer einen tiefen Sinn birgt und nur im Munde des Haufens verflacht worden ist, als in seinem falschen, in seiner Recension der Bürger'schen Gedichte ausgesprochenem Principe von der Natur eines angeblich wahren Volksdichters, der die höchste Philosophie und Kultur mit der einfachsten Darstellung vereinigen soll. Solchen Dichtern wird es dann immer begegnen, daß die Menge das gesprochene Wort in ihrem Sinne nehmen, und daß die Verehrung, welche sie dem Dichter in Folge dessen zollt, zum mindesten eine sehr zweideutige sein wird. Wie soll endlich ein Dichter populär werden, der seiner anfänglichen Begeisterung für Freiheit und Völkerglück in so hohem Grade untreu geworden ist, daß er sich zuletzt in eine Art von künstlerischem Spieß- und Weltbürgerthum flüchtete, und daß diese verkehrten Ansichten über Staat und Staats- wohl sogar in seinem Lied von der Glocke einen so markanten Platz finden durften? Indessen hat Schiller auch Gedichte, die in der That, wenn sie von jenen überstark gewürzten Balladen nicht in den Hintergrund geschoben worden wären, gewiß der vollsten und verdientesten Popularität genössen. Dahin rechne ich die Erwartung, den Abend, den Pilgrim, die Ideale, die Sehnsuchts- und einige Gesellschaftslieder, die zu dem Herrlichsten und Weihevollsten gehören, was einer Dichterlippe entströmen kann, wie das Punschlied, die Dithyrambe, die vier Weltalter, an die Freunde u. dgl. Die schönsten und tadellosesten Perlen der Schiller'schen Lyrik finden wir jedoch merkwürdigerweise gar nicht in seiner Gedichtsammlung, sondern in seinen Dramen. Von Thekla's „der Eichwald braust“ oder von „an der Quelle saß der Knabe,“ das in den aus dem Französischen übersetzten Parasiten aufgenommen ist, ganz zu schweigen, enthalten nicht nur

die Jungfrau von Orleans, der Tell und die Maria Stuart einzelne kostbare Ausbrüche und Darstellungen, sondern die ganze Braut von Messina ist ein einziges Glanzgewebe einzig schöner lyrischer Gedichte, die, auch aus dem dramatischen Zusammenhange herausgenommen, für sich durch ihre Gedankenkraft nicht minder als durch ihre plastische Anschaulichkeit und die Lebendigkeit ihrer Bilder uns wunderbar anmuthen. So hat Schiller noch in den letzten Jahren seines Lebens sein Ideal eines Volksdichters zwar nicht völlig erreicht — welches Ideal ließe sich völlig erreichen? wie bliebe es da noch Ideal? — ist ihm aber schon sehr nahe gekommen. Ohne sein gewaltiges, jede zartere Empfindung zermalmendes Pathos hätte er vielleicht in seiner zweiten Jugend, welche jeder echte Geistesmensch feiert, jene Harmlosigkeit und jenes innere Gleichgewicht wieder bekommen, ohne welches die reine Lyrik nicht zu bestehen, nicht gedacht zu werden vermag.

Wenn ich von Bürger's Lyrik sagen mußte, sie habe nur wenige Saiten, so kann von der Schiller'schen fast behauptet werden, sie sei eigentlich kein wirkliches Gesangesinstrument, sondern ein mehr nach wissenschaftlichen Principien konstruirtes Monochord zu nennen; denn sie ist nur mit einer Saite bespannt, oder vielmehr es klingt nur eine einzige Saite auf dieser Lyra, das hehre Geisterreich, aber freilich klingt alle Mannigfaltigkeit des Lebens an diese Saite an und klingt in ihr wieder und aus ihr heraus. Bang vor jedem Hauche der Sterblichkeit tönt aus ihr uns ewig entgegen:

„Werft die Angst des Irdischen von euch,
Fliehet aus dem engen dumpfen Leben
In des Ideales Reich."

War Bürger nur Lyriker und Schiller von Natur nichts weniger als ein solcher, da er es nur auf Umwegen und nur uneigentlich geworden ist, so kann man von Goethe dagegen mit Recht sagen, daß er, Meister in allen Gattungen der Dichtkunst, vom leichten Liedchen bis zum vielbändigen Roman, eine im Grunde rein lyrische Natur gewesen ist, mit der wunderbaren Eigenschaft, jede Stimmung in der entsprechenden Weise zu objektiviren. Was das aber bedeuten will, daß ein menschlicher Geist der helle, nie getrübte Spiegel sei, in welchem nicht nur die Außenwelt, sondern auch das ganze unendliche Gemüthsleben ruhig und in frischestem Glanze wiederstrahlt, welche Vollendung, welchen seltenen Verein der höchsten Gaben dies voraussetzte, das hat Bürger selbst in einem Gedichte dargestellt, welches hier vollständig stehen mag, weil es (im September 1779 geschrieben) das getreueste Conterfei Goethe's ist, ohne daß Bürger doch, hierin jedenfalls ein größerer Prophet als in seinem schönen Sonette an A. W. Schlegel, Goethen selbst dabei vor Augen hatte; es lautet:

Der große Mann.

Es ist ein Ding, das mich verdreußt,
Wenn Schwindel — oder Schmeichelgeist,
Gemeines Maß für großes preist.

Du, Geist der Wahrheit, sag' es an,
Wer ist, wer ist der große Mann,
Der Ruhmverschwendung Acht und Bann?

Der, dem die Gottheit Sinn bescheert,
Der Größe Bild, Gehalt und Werth
Und aller Wesen Kraft ihn lehrt;

Deß weitumfassender Verstand,
Wie einen Ball die hohle Hand,
Ein ganzes Welt-System umspannt.

Der weiß, was Großes hie und da,
Zu allen Zeiten fern und nah,
Und wo, und wann und wie geschah.

Der Mann, der die Natur vertraut,
So wie ein Bräutigam die Braut,
In ganzer Schönheit nackend schaut

Und warm an ihres Busens Gluth,
Vermögen stets und Heldenmuth
Und Lieb' und Leben saugend ruht.

Und nun, was je ein Erdenmann,
Für Menschenheit gekonnt und kann,
Wofern er will, dergleichen kann.

Dabei in seiner Zeit und Welt,
Wo sein Beruf ihn hingestellt,
Durch That der Kunst die Wage hält.

Der ist ein Mann, und der ist groß;
Doch ringt sich aus der Erde Schooß
Jahrhundertlang kaum einer los."

Die gesperrt gedruckte Strophe findet sich fast buchstäblich und seltsam genug ganz gleichzeitig (auf der ersten Schweizerreise gedichtet) von Goethe selbst, dem wahrhaft großen Mann, wie er sich höchstens in Jahrhunderten dem Schooße der Erde entringt. In Goethe's Liede auf dem See heißt es:

„Und frisches Leben, neues Blut
Saug' ich aus dieser Welt,
Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält."

Und Goethe's Blick ins All, sein allumfassender Geist, sein Erlöserthum — es ist wahrlich nichts vergessen!

Die Vergleichungspunkte zwischen der Lyrik Bürger's und Goethe's bieten sich auch sonst in Massen dar. Beide haben nicht nur gewisse Stoffe gemeinsam (man vergleiche z. B. Christel und Trautel, Wahrer Genuß nnd die beiden Liebenden, Das Lied vom braven Mann und Johanna Sebus, nicht minder darf an das Blümchen Wunderhold und an das Blümlein Wunderschön hier erinnert werden), sondern beide stimmen mit Bewußtsein den Volkston an. Aber freilich auf der andern Seite wieder, welch' ein Unterschied zwischen Beiden! Bürger ist und bleibt ein Naturkind, weil er bis zu jenen Tiefen der Verinnerlichung und der großen Bildung überhaupt nicht drang, noch zu bringen vermochte, die Schiller als das unerläßliche Erforderniß für jeden wahren Volksdichter aufstellte; Goethe ist Volksdichter geblieben, trotzdem er dies oberste Ziel erreichte, und weil er mitten in der Aneignung der ganz unendlichen Wirklichkeit niemals sich selbst verlor. Er verliert sich daher auch in seiner Lyrik nicht, so wenig er selbst darin irgendwo vorkommt; denn das Ich, von welchem darin gesungen wird, ist ein wahres Allerwelts-Ich; wie umgekehrt Schiller, so wenig er das Ich erwähnt, sein persönliches großes Ich doch am wenigsten los werden kann. Goethe's Lyrik gleicht dem homerischen Epos, in welchem kein Vers, keine Gestalt, keine Situation an die Persönlichkeit des Dichters erinnert, und worin doch, wenn wir dem alten, gewöhnlich dem Herodot beigedruckten libellus de Homero glauben wollen, so vieles selbst erlebt, ja auf lebende Personen gedichtet sein soll. Darum kann er tändeln, schäkern, klagen, jubeln und verzweifeln: eine eigene Heiterkeit bleibt selbst beim Erschütterndsten in der Seele zurück, wie bei jedem echten Kunstwerke, an welchem alles stoffliche Interesse getilgt ist. Während Bürger nur auf einer gewissen Mittelstelle in der Tonleiter der Empfindungen zu Hause ist, und so wie er sich darüber oder darunter wagt, schwülstig oder platt wird, kann uns Goethe in Mahomet's Gesang, im Gesang der Geister über den Wassern, im Prometheus, Ganymed, im Wanderer und in der Zueignung mit Gigantenschritten auf den Gipfeln der Menschen dahinwandeln lassen, er kann aber mit gleicher Meisterschaft uns in der Walpurgisnacht, in den Musageten und in den Musen

und Grazien in der Mark das Groteske, Kleine und Kleinliche in kostbarer Behaglichkeit anschauen lassen. Vermöge seiner geistigen Inferiorität kommt Bürger aus einem gewissen engen Kreise der Empfindung nicht hinaus. Liebe, und zwar die kräftige, herrliche Sinnesliebe in ihrer Sehnsucht, in ihrem Taumel und in dem Seufzen um ihren Verlust, Freundschaft, Wein und Mannesbewußtsein sind der Grundton seiner oft prachtvollen Lyrik, auch seine Balladen sind innerhalb ähnlicher Schranken eingeengt. Für Goethe's Genius gibt es dagegen thatsächlich keine Schranke. Alle Höhen, alle Tiefen von Geist und Gemüth sind durchmessen, und schöpferisch muß die Sprache für jeden neuen Ton, für jeden neuen Gedanken eigens bemeißelt und zubehauen werden. Man braucht nur seine Balladen und Romanzen anzusehen, man braucht nur Ueberschriften von Gedichten wie der Sänger, das Veilchen in ihrem fast liederartigen Charakter, und dann wieder die Braut von Korinth, Gott und Bajadere, diese riesenhaften Weltgemälde zu nennen, das neckische Hochzeitlied und den grausigen Todtentanz, man braucht nur die sehnsüchtigen Mignon-Stanzen und die genußfrohen römischen Elegien miteinander zu vergleichen, um von der außerordentlichen Spannkraft dieses Dichterheroen eine Ahnung zu bekommen.

Goethe's Romanzen und Balladen haben in einem noch ganz andern Sinne als die Bürger'schen eine neue Epoche für diese Dichtungsart geschaffen; weder die Bürger'schen noch die Schiller'schen halten mit ihnen eine Vergleichung aus. Jene behalten bei aller Frische und Lebendigkeit immer etwas vom Bänkelsängerton, diese sind fast nur im schleppenden Erzählungston gehalten und suchen sich immer so zu sagen ein Virtuosenstückchen in der Beschreibung irgend eines Gegenstandes aus, des Meeres, der Furien, des Theaters, des Drachen u. s. w. Goethe brachte zuerst die tiefe lyrische Stimmung in die Ballade, eine Stimmung, welche deren ganzen Aufbau durchdringt — man vergleiche beispielsweise die Ballade vom vertriebenen und zurückgekehrten Grafen mit dem Zauberlehrling, oder der Junggeselle und der Mühlbach mit der Müllerin Verrath — und ihr jene eigene Zartheit, jenen mannigfachen Wechsel der Rhythmen, jenen schimmernden Glanz und jene sternartige Abrundung verleiht, wodurch sie demjenigen unvergeßlich bleiben, der sie nur einmal gehört. Vergleicht man die Schiller'sche Lyrik, selbst auf ihrem Höhepunkte, mit der Goethe'schen, so erscheint sie arm und kümmerlich gegen den schwellenden Reichthum, gegen die überströmende Fülle jener glücklichen Muse, welche, im Besitze des strengsten Wissens und in der Vollkraft, wie in der feinsten, zartesten Reizbarkeit der Empfindung jedem Eindruck auch den entsprechenden Ausdruck gibt und in einer geradezu endlosen lyrischen Reihe eine ebenso mächtige wie liebevolle, ebenso allumfassende wie durchdringende Weltanschauung zur Darstellung bringt.

Als die beiden Endpunkte dieser magischen Kette (wenn man anders vom Unendlichen Endpunkte angeben kann) möchte ich das unsterbliche „über allen Gipfeln" und „Weltseele" bezeichnen. Das erste nur ein leiser Athemzug, ein verhaltener Seufzer nach der köstlichen Ruhe, das zweite der erstaunlichste Aufschwung, den die Menschenphantasie nehmen kann, um die Gesammtheit der Wissenschaft und ihrer Errungenschaften, das große tiefverschleierte Welt-Mysterium in einem einzigen grandiosen Hymnus von grazienhafter Hoheit auszutönen. Gerade an diesem denkwürdigen Gedichte zeigt sich aber wieder, wie sehr wir Deutschen unsere Klassiker preisen, und wie wenig wir sie lesen und verstehen. Nichts weniger und noch etwas mehr als die ganze Darwin'sche Theorie ist nämlich in diesen wenigen und kurzen Strophen vollständig vorgebildet und weitergebildet, wie sie in der Metamorphose der Pflanzen und der Thiere auf das Vollkommenste ausgebildet erscheint, und doch, als die Darwin'schen Abhandlungen zuerst erschienen, welch' ein Staunen! wie der gute Deutsche immer thut, so oft etwas bedeutendes Fremdländisches an ihn herantritt. Und zwischen diesen zwei Gedichten welche Mannigfaltigkeit des Trefflichsten und Erlesensten über den gesammten Kreis menschlicher Intuitionen, menschlicher Intelligenz und menschlichen Gemüthes! Mir scheint es vollkommen überflüssig, dies noch im Einzelnen auszuführen. Man vergleiche einmal „Nähe des Geliebten" mit der fünften römischen Elegie, Prometheus mit dem gleich danebenstehenden Ganymed, Grenzen der Menschheit mit „das

Göttliche" — und man wird es kaum zu fassen im Stande sein, wie das nämliche menschliche Wesen so ganz entgegengesetzte Stimmungen festzuhalten vermag.

Die Goethe'sche Lyra ist ein polyphones Instrument, das einen Grundton hergibt für alle Regungen des Gemüthes, eine Leier, durch deren Saiten der flüsternde Zephyr wie der brausende Sturm der Weltaccorde zieht.

So sehen wir in unserer Nationaldichtung des 18. Jahrhunderts die Gegensätze des Bürger'schen Naturalismus und des Schiller'schen Idealismus sich zum Goethe'schen Weltgesange gestalten. Sie steht vor uns, die herrliche lyrische Muse Deutschlands, mit dem kostbaren Edelgestein, mit den blendendweißen Perlen, mit dem funkelnden Geschmeide, das ihr Bürger in das Ohr gehängt und um den Hals geschlungen, mit dem blitzenden, weithin leuchtenden Diadem, das ihr Schiller auf's Haupt gesetzt, mit dem Zaubergürtel ewiger Jugend und Anmuth, der alle Völker der Erde unwiderstehlich anzieht, und den ihr Goethe's Götterkunst gewoben. Keine Nation der Erde hat ein Höheres, nur wenige haben ein Gleiches erreicht. Kann es einen sprechendern Beweis für Deutschlands Befähigung geben, die wahre Bildung allenthalben zu verbreiten? Möge Deutschland Das nie vergessen, namentlich im Rausche der vor einem Lustrum errungenen Siege und seiner dadurch gewonnenen politischen Weltstellung nicht vergessen!

Das Jubiläum einer Sage.

Ein Essay.

Von Dr. Eduard Engel.

„Noch einmal wagst Du, vielbeweinter Schatten,
Hervor Dich an das Tageslicht."

Ein Vierteljahrtausend ist eine recht hübsche Spanne Zeit, und was — abgesehen von Kirchen und Palästen — ihrer zerbröckelnden Wirkung Widerstand zu leisten vermag, darf sich wohl einer recht erfreulichen Gesundheit und lebenskräftigen Unverwüstlichkeit rühmen. Selbst dem Gedächtniß der Völker kann man es nicht übel nehmen, wenn es nach 250 Jahren ein bischen alterschwach wird — Völker verrauschen, Namen verklingen, finstre Vergessenheit breitet die dunkelnachtenden Schwingen über ganzen Geschlechtern aus.

Aber es giebt eine kleine Zahl unerschütterlicher Felsen im Meer der Vergänglichkeit, um welche die brausenden Wogen vergebens sich abmühen, die sogar mit jedem Jahrhundert an Lebenskraft zu gewinnen scheinen: das sind die Volkssagen, die Jugenderinnerungen der alternden Nationen, die holden Kindermärchen, welche die Völker getreuer im Gedächtniß bewahren als die Dynastien zu Olims Zeiten und deren Jahreszahlen.

Das Jubiläum einer Sage ist noch nie gefeiert worden; man hat immer geglaubt, was eine rechte Sage sei, das habe gar keine Geburtsstunde, das entwickele sich ungefähr so wie die Weltkörper aus kosmischem Nebel, Raum und Zeit gebe es für dergleichen gar nicht. In den Literaturgeschichten sucht man auch vergebens nach Aufschlüssen über „Stand und Herkunft" der Sagenerscheinungen.

Und doch giebt es eine von den bekanntesten Sagen, bei der sich das Datum ihrer ersten greifbaren Gestaltung mit ziemlicher Genauigkeit hat ermitteln lassen, — die Don Juan-Sage. Zwar liegt die eigentliche Periode des kosmischen Nebels bei dieser wie bei allen andern Sagen in nebelgrauer Ferne, aber das thut nichts, sintemalen es bei einer Sage wesentlich nur darauf ankommt: wann ist sie zum ersten Mal in faßbarer Fleischwerdung erschienen, welcher Dichter hat, von ihr begeistert, den Völkern diesen von taubem Gestein verborgenen Schatz gehoben? Der Faustus ist der gebildeten Gesellschaft Europa's erst wahrhaft bekannt geworden durch Marlowe und Göthe und wird auch in der namentlich von Letzterem ihr gegebenen Form auf die Nachwelt kommen.

Zu Ende des Jahres 1625 schrieb, und zu Anfang des Jahres 1626 — also vor 250 Jahren — ließ ein spanischer Dichter, und zwar der Größten einer, zu Madrid im Druck erscheinen seine Tragikomödie El burlador de Sevilla y Conviaddo de piedra,*) deren Hauptfigur, Don Juan Tenorio, seit jener Zeit für das Drama so typisch geworden, wie selten eine historische Persönlichkeit.

*) Der Verführer von Sevilla und der steinerne Gast.

Der eigentliche Name des Dichters Fray Gabriel Tellez erscheint in Literaturgeschichten gewöhnlich unter dem nom de plume des Maestro Tirso de Molina, hat sich aber bis vor Kurzem in keinerlei Form den Ruhm eines Calderon oder eines Lope, ja nicht einmal den des Moreto zu erringen gewußt. Erst die neueste Zeit hat den Dichter in seinem eigenen Vaterlande zu gebührenden Ehren gebracht, und spanische Kritiker wie Commentatoren wetteifern jetzt, das Versäumte nachzuholen.

Unsere Romantiker, die ja den Begeisterungstaumel für das altspanische Theater in Deutschland so geschickt in Scene setzten, die es zu Wege brachten, daß selbst die wahnwitzigsten Stücke Calderons auf deutschen Bühnen aufgeführt wurden,*) haben den anspruchslosen Dichter-Mönch, den lustigen Bruder Gabriel ebenso ungebührlich, wie seine Landsleute dies thaten, übersehen oder er behagte nicht ihrem Gustus für das fanatische Ehrgefühl, für das Inquisitionschristenthum und für die Marterholzaboration. Er war ihnen wohl zu wahrhaft komisch, nicht reflectirend, nicht ironisirend genug, — zu sehr Molière, nicht genug „Gestiefelter Kater" à la Tieck. Ein Zufall, nämlich die Existenz einer passabeln deutschen Uebersetzung des „El desden con el desden" (Doña Diana) hat es sogar bewirkt, daß der Spanier Moreto bei uns zu Lande viel bekannter ist als der ihm himmelweit überlegene Tirso de Molina.

Wie heute über Letzteren die spanische Kritik urtheilt, nachdem sie zur Einsicht seines Werthes gekommen und mit einer gewissen Scham das Unrecht der Vernachlässigung gut zu machen sich bemüht, zeigen die Worte des Kritikers der Kritiker, Don Francisco Martinez de la Rosa, der bei Vergleichung der spanischen Dichterheroen sich also über unsern Fray Gabriel äußert: „Weniger zierlich und geleckt als Moreto und Rojas, nicht so reich in der Erfindung und nicht so fein gebildet wie Calderon, kühner und ungezwungener als Lope, zeigt er sich ihnen Allen überlegen an feinster Bosheit und ächtkomischem Salz." Mit directem Hinweis auf den Burlador de Sevilla, der unter des Dichters unzähligen Komödien unbestritten den ersten Rang einnimmt, schreibt derselbe Kritiker: „Die Werke des Fray Gabriel Tellez können keinen Anspruch darauf machen, als Vorlesungen über Sittenlehre oder als Musterwerke der Kunst zu gelten, denn der Dichter war nach beiden Richtungen nicht übermäßig skrupulös; sein einziger Zweck war, seinen Witz zu bethätigen und das Publikum zu belustigen, — und man muß bekennen, er hat das mit einer solchen Geschicklichkeit gethan, daß man ihm doch nicht recht böse sein kann."

Aehnlich urtheilt Don Juan Eugenio Hartzenbusch, der bekannte deutsch-spanische Dichter und Literarhistoriker, von dem wir auch die beste Ausgabe von Tirso de Molina's Komödien haben.

Ueber die äußere Lebensgeschichte des Dichters wissen wir erstaunlich wenig. Der beste Kenner spanischer Dramenliteratur, J. L. Klein, faßt dies wenige in seiner jokosen Manier kurz zusammen: „Padre Maestro Fray Gabriel Tellez ist zu Madrid im Jahre 1570 geboren und starb im Jahre 1648**), studirte Philosophie und Theologie zu Alcalá de Henares, verlebte eine bewegte Jugend, verlebte sie so vollständig und gründlich, daß für die Lebensbeschreiber keine Lebensspur davon übrig geblieben."

Tirso de Molina gehört also zu der Zahl der größten Dichter, von deren äußeren Schicksalen wir zum Aerger für die modernen Alexandriner, die nach allen Waschzetteln der poetischen Vergangenheit stöbern, nichts zu wissen gern bekennen. Der Titel „Fray" (Bruder, Mönch) sowie die ziemlich verbürgten Nachrichten, daß er auch eine „Geschichte Unserer Lieben Frau von der Barmherzigkeit" (Nuestra Señora de la Merced) geschrieben und als Comendador des Klosters Soria gestorben — deuten auf ein ähnlich verbrachtes lustig-frommes Leben, wie es Maistre Rabelais geführt hat.

Außer der Don Juan-Komödie hat er eine Unzahl von Komödien geschrieben, deren Gesammtsumme fabelhafter Tradition zufolge auf 400 sich belaufen haben soll, —

*) So versündigte sich selbst Immermann mit der „Andacht zum Kreuz" an dem hochverehrten Publico von Düsseldorf.

**) Also ein Zeitgenosse Shakespeare's, den er freilich um 32 Jahre überlebte.

und zwar beschränkt man diese ganz erstaunliche Fruchtbarkeit auf den kurzen Zeitraum von etwa fünfzehn Jahren. Was sind dagegen selbst unsere Possenfabrikanten, die es doch wohl nicht über ein Stück per Monat bringen? Natürlich erleichtert die biegsame, zur dichterischen Produktion ungemein geeignete Sprache dem Spanier die Arbeit außerordentlich, dieweil es fast schwieriger ist, gute spanische Prosa als Verse zu schreiben.

Das lustigste von den übrigen Stücken des Tirso de Molina ist sein Don Gil de las calzas verdes, Don Gil mit den grünen Hosen. In diesen Hosen steckt nämlich eine reizende Señorita, die in Männertracht ihrem treulosen Geliebten nachspürt*), — eine vorzügliche Hosenrolle für gefallsüchtige Schauspielerinnen in dem Genre des Fräulein von Vestvali.

Die erste Anregung zu dem ältesten Don Juan der Dichterwelt soll Molina im Jahre 1625 bei einem Besuch der Kapelle des heiligen Franziscus zu Sevilla empfangen haben, allwo die Grabstätte des Comendador (Comthur) Don Gonzalo de Ulloa mit einer Marmorstatue darüber sich befand und von der vermessenen That eines jungen Edelmannes zeugte, der sich nicht scheute, am geheiligten Ort sein eigenes Opfer zu beschimpfen. Nach einer Chronik der guten Stadt Sevilla berichtet ein spanischer Literarhistoriker über die allererste Entstehung der Sage im Volke folgendes:

„Don Juan Tenorio, aus einer der berühmtesten Familien der sogenannten Vierundzwanzig in Sevilla, brachte in einer Nacht den Comthur Ulloa ums Leben, nachdem er dessen Tochter gewaltsam entführt hatte. Der Comthur ward in dem Kloster San Francisco beigesetzt, wo seine Familie eine Kapelle besaß. — Diese Kapelle und die Statue des Comthurs wurden etwa um die Mitte des 18. Jahrhunderts durch eine Feuersbrunst verzehrt. Die Franziskaner, welche schon lange dem Uebermuth des Don Juan eine Grenze zugedacht hatten, — denn seine hohe Geburt schützte ihn vor der gewöhnlichen Justiz — lockten ihn eine Nacht unter falschem Vorwande ins Kloster und raubten ihm das Leben, indem sie alsbald das Gerücht verbreiteten, Don Juan habe des Comthurs Statue in der Kapelle insultirt und sei von ihr in die Hölle gestürzt worden."

Also ein frommer Betrug von Mönchen, die Lynchjustiz übten, hat den ersten Keim zu der weitverzweigten Sage vom Don Juan gelegt, den Tirso de Molina zu so herrlicher dramatischer Entwicklung gebracht hat.

El Burlador de Sevilla y Convidado de piedra ist, abgesehen von Mozarts Don Giovanni, noch bis auf diesen Tag die schönste künstlerische Verkörperung der großartigen dramatischen Idee. Aus ihm haben alle Poeten, die in der Don Juan-Sage einen willkommenen Stoff fanden, reichlich geschöpft. Molière hat ihm, wenn auch erst durch Vermittelung italienischer Puppenkomödien, sein ergötzliches Festin de pierre**) entlehnt und zwar bis in die Einzelheiten. Gluck schrieb ein Ballet „Don Juan"; Daponte, der Librettist seines Freundes Mozart, hat, angeregt durch ein ähnliches Stück Goldoni's, seinen hochpoetischen, leider durch jammervolle Uebersetzungen schimpfirten Text geschrieben „Don Giovanni o il convitato di pietra."

In unserm Jahrhundert hat Lord Byron unter dem Verzweiflungsruf „Mir fehlt ein Held!" auf den unsterblichen Don Juan zurückgegriffen, wenn er auch wenig mehr als den Namen und die loseste Beziehung auf den typischen Charakter des jungen Spaniers dabei bestehen ließ. Deutsche Dichter wie Lenau und Grabbe und manche dei minorum gentium haben der alten Sage neue Seiten abzugewinnen gewußt. Und noch in neuerer Zeit ist der große Sünder Don Juan in seinem Heimatslande von einem seiner Landsleute, Don José Zorrilla, „gerettet" und statt in die Hölle — ins Paradies hineingedichtet worden.

---

*) Der Vergleich mit Shakespeare's Two gentlemen of Verona liegt nahe.

**) Falsche Uebersetzung von Convidado de piedra. Convidado bedeutet Gast, nicht Gastmahl. — Das Stück von Molière wurde zuerst aufgeführt im Jahre 1665 und erregte einen kaum geringeren Sturm als der Tartüffe.

Ueber den ethischen Gehalt der Don Juan-Sage will ich kein Wort verlieren, er ist Jedem einleuchtend. Es liegt auf der Hand, daß Don Juan leicht in einen ergänzenden Kontrast zum Faust gebracht werden könnte: der südländische Vertreter des sinnlichen Uebergreifens über die Grenzen des menschlich Erlaubten — und der grübelnde Nordländer, der mit der Macht des Geistes über seine Sphäre hinausstrebt.

Tirso de Molina, der erste dichterische Bearbeiter der Sage, hat sofort gefühlt, daß es für den sinnlichen Genußmenschen, wenigstens im Drama, keine Rettung geben dürfe, daß die poetische wie die irdische Gerechtigkeit ein Ende mit Schrecken erheischen und nur die Hölle heiß genug sei um der Glut eines Don Juan ein Paroli zu biegen. Zudem durfte ein spanischer Dichter im siebenzehnten Jahrhundert es nicht riskiren, einen so großen Sünder trotz Gottes unerschöpflicher Barmherzigkeit zu Gnade kommen zu lassen. Auch hätten ihm die Schönen von Madrid es nimmermehr verziehen, wenn er einen so herzlosen Mädchenverführer nicht in wirksam abschreckender Weise dem leichtsinnigen Stutzerpublikum warnend vor die Seele geführt hätte. Rauschendster Beifall folgte sicher den steinern unerbittlichen Worten des Marmorbildes:

„Esta es justicia de Dios:
Quien tal hace, que tal pague!"
„Dies ist Gottes Richterspruch:
Solcher Lohn für solche Thaten!"

Ein wegen der Reue im letzten Augenblick schleunigst zu Gnaden angenommener Don Juan ist ein moralisches wie poetisches Unding und verräth höchstens die sentimentale Schwächlichkeit des Dichters, der sich unterfangen wollte, in solcher von der Blässe der Gedankenlosigkeit angekränkelten Manier den Stoff zu behandeln.

Was die äußere Form des Burlador de Sevilla betrifft, so ist dieselbe wie in den meisten Dramen der Spanier eine nach unsern Begriffen überaus kunstvolle, schwierige. Der vierfüßige Trochäus, dessen sich auch Calderon, Lope und Moreto bedienten, ist ein Vers, der die geschmackvollste Behandlung erfordert, wenn er nicht monoton werden soll, — eine Art Alexandriner im Kleinen. Dazu kommen noch die zierlichen Reimverschlingungen, die Schwierigkeiten der eingeflochtenen Refrains, das Ausführen der bedeutungsvollen Glosas und ähnliche Zierate, wie sie einmal spanische Poetik mit sich bringt.

Ich lasse nun die Analyse des alten spanischen Stückes folgen und bin sicher, daß die Kenner des Daponte-Mozartischen Don Giovanni wie die des Festin de pierre von Molière reichliche Anregung zu interessanten Vergleichungen zwischen der verschiedenartigen Auffassung der verschiedenen Dichter finden werden.

Noch geschickter als Mozart in der Oper eröffnet Tirso de Molina den ersten Act mit einer überaus lebendigen Scene zwischen Don Juan Tenorio und der jungen Herzogin Isabela, welche die Rolle der Donna Anna Mozarts hier vertritt. Der Dichter führt uns getreu der alten Lehre gleich in medias res und giebt uns schon zu Anfang des Stückes ein starkes Pröbchen von der Verruchtheit seines Haupthelden.

Das Ende eines Schäferstündchens in einem Zimmer des Palastes des Königs von Neapel zeigt uns Don Juan in den Armen der Duquesa Isabela, die in dem sichern Glauben ist, ihren verlobten Bräutigam Duque Octavio beglückt zu haben. Die Donna Anna Mozarts ist viel edler und keuscher gehalten, trägt an diesem nächtlichen tête-à-tête keine Schuld, erkennt sofort ihren Irrthum und ruft nach Hilfe, — während sich die mehr einer Eboli gleichende Herzogin Isabela ganz dem berauschenden Glück des ungestörten Beisammenseins mit dem vermeintlichen Geliebten hingiebt.

In zarter Besorgniß um sein heimliches Entkommen will sie ein Licht anzünden, daß er den Weg aus dem Palast leicht finde; sie flüstert:

„Laß auch meine Seele schauen,
Den ich selig hab' besessen", —

aber dem verkappten Verführer kann natürlich nichts unangenehmer sein als diese freundliche Fürsorge. Mit seiner diesmal unverstellten Stimme verbietet Don Juan

ihr, Licht anzuzünden, sie erkennt, daß sie betrogen sei, und es entspinnt sich folgendes lakonische Gespräch:

Isabela: ¡Ah cielo! ¿quien eres, hombre?
Don Juan: ¿Quien soy? Un hombre sin nombre.
(„Himmel! sprich, wer bist Du, Mensch?"
— — „Wer ich bin? Ein Namenloser."

Nun ruft sie nach Hilfe und wie ein deus ex machina erscheint in höchsteigener Person der König, um sich auf die Frage, was es gebe? — von Don Juan die Frechheit entgegenschleudern zu lassen:

— — „Was es giebt? Eine Frau und einen Mann!"

Dem König genügt diese geistreiche Antwort nicht, er ruft nach Don Pedro Tenorio, dem spanischen Gesandten an seinem Hofe, um diesen namenlosen Eindringling zu verhaften. Dieser Tenorio ist aber der Onkel des famosen Neffen Don Juan und auch wohl von demselben Kaliber wie dieser, denn er läßt ihn ohne weiteres durch ein Fenster entfliehen, giebt ihm noch den guten Rath auf den Weg, möglichst eilig nach Spanien sich zu flüchten, und macht dann dem ächt komödienhaft imbecillen König, der sich diskret zurückgezogen hat, weiß, der Verführer sei Don Octavio, an dem nicht schnell genug Strafe genommen werden könne.

Im Namen des Königs begiebt sich der saubere Onkel des saubern Neffen zum Herzog Octavio, anscheinend um diesen zu verhaften; benutzt aber die Gelegenheit, um in raffinirtester Diplomatenweise dem Don Octavio das bischen Verstand vollends auszuschwatzen, was diesem von allen Dichtern, Komponisten und Sängern vernachlässigten Ritter von der traurigsten Gestalt etwa noch eigen sein sollte. Es gelingt ihm, den Herrn Bräutigam glauben zu machen, daß Isabela mit Wissen und Willen einem Andern das Stelldichein gegeben und daß es jedenfalls doppelt unangenehm sei, sich vom Könige bestrafen zu lassen wegen der Verführungskünste eben jenes Andern. Don Octavio geht in die Falle, beschließt ungesäumt Neapel zu verlassen und nun — auf nach Spanien!

Der Schauplatz wechselt. Wir sind auf dem klassischen Boden Spaniens, in der Heimath Don Juans. — Küste von Tarragona. — Eine junge und, versteht sich, schöne Fischerin, Tisbea, Mozarts Zerline, hüpft mit ihren Fischergeräthen auf die Bühne und ergeht sich in einem etwas länglichen, lyrisch gehaltenen Monolog über die Grausamkeit, mit der sie bisher alle Angriffe Amors auf ihr Herzchen siegreich zurückgeschlagen und dies auch fortan thun wolle. Freilich können wir ihr diese Grausamkeit nicht verargen, denn daß die Anfrisos oder Alfredos (Masetto) des Dorfes ihr nicht übermäßig gefallen, versteht sich bei diesem zierlichen Wesen von selbst.

Die Tisbea des spanischen Dichters hat eine viel interessantere Rolle als Zerlinchen, sie verräth auch eine viel feinere Bildung und ist durchaus nicht das wankelmüthige, ungetreue Geschöpf, welchem zu grollen der nur zu gutmüthige Masetto reichlichen Grund hat. Sie hat den Anfriso nie geliebt, ihm auch keine Hoffnungen gemacht, — mithin fallen die Vorwurfsscenen der bäurischen Eifersucht ganz weg, die Mozart mit dem weichsten Schmelz seiner Töne, Molière mit der urkräftigen Komik der Dialectdichtung*) umgeben mußte, um sie erträglich zu machen. Tirso de Molina hat also weder die Scene des Batti, batti, o bel Masetto — noch die des Vedrai, carino, Se sei buonino aufzuweisen; dafür aber erscheint bei ihm die arme betrogene Tisbea von dem tragischsten Schmerze verklärt, der ihr die erschütternden Klagen über den Verrath des Heißgeliebten entreißt. Sie vereinigt so die beiden anscheinend verschiedenen Figuren der Zerline und der Donna Elvira Mozarts in sich; sie hat die Grazie von Zerlinetta und das Pathos von Elvira.

Während Tisbea ihren Monolog hält, kommt Don Juan mit seinem Diener Catalinon (Leporello) in schwankem Schifflein auf hochbewegter See ans Land gefahren. Vor den Augen der schönen Schifferin schlägt das Schiff um und beide Insassen

*) Siehe Festin de pierre, II. Act, 1. Scene.

desselben sind in größter Gefahr zu ertrinken. Tisbea ruft nach Hilfe, aber noch ehe diese erscheint, trägt eine mitleidige Welle die beiden Männer auf die niedrige Küste.

Catalinon kommt schnell zu sich und — ein viel treuerer Gesell als Leporello, den nur Zecchinen rühren, oder als Sganarelle bei Molière, der nach dem schreckenvollen Tode seines Herrn noch ruft: „Mes gages! mes gages!“ — bricht in lautes Wehklagen um seinen allem Anscheine nach todten Gebieter Don Juan aus. Tisbea fragt ihn nach Stand und Namen seines Herrn und entsendet ihn dann ins Dorf, um die Fischer zum Beistande zu rufen.

So bleibt sie nun mit Don Juan allein an dem verlassenen Strande, sein Haupt ruht mit geschlossenen Augen in ihrem Schooße. Mit echtweiblichem Mitgefühl schaut ihm das Mädchen ins Antlitz:

„Welch ein wunderschöner Mann,
Edel, zierlich und von Adel!
Kommt doch zu Euch, Caballero!“
Don Juan (erwachend): Sprich, wo bin ich?
Tisbea. Wie Ihr seht,
In den Armen eines Weibes.
Don Juan: Und da möcht' ich ewig weilen!

Don Juan, kaum dem Tode entrissen, ist sofort wieder der ewig verliebte Held, macht der schon ganz von ihm bezauberten Tisbea eine fulminante Liebeserklärung und spart Sonne, Mond und alle Gestirne nicht, um seinen Schwüren den nöthigen Nachdruck zu verleihen. Tisbea erwidert liebend, er brauche ihr gar nichts mehr zu sagen, sein Schweigen spreche viel beredter zu ihrem Herzen als alle Worte. Aber schon tönt leise die Besorgniß durch dieses süße Liebesgeflüster, ob auch der schöne, stolze Ritter seine Versprechungen wahr machen werde, und refrainartig wiederkehrend entringt sich ihrer Brust das inbrünstige Flehen:

„'Plega á Dios que no mintais!“
„Wolle Gott, daß Ihr nicht lüget!“

Die Fischer kommen, Don Juan geht mit ihnen ins Dorf, noch ein zärtliches Abschiedswort, Tisbea ruft zweifelnd: Mucho hablais (Ihr verheißet viel), Don Juan tröstet: Mucho entendeis (Und Ihr versteht mich) — und mit dem wiederholten bangen Accord des Plega á Dios que no mintais! schließt diese reizende Scene.

Die Figur der Tisbea ist sowohl von Molière wie von Daponte ins Gröbere übersetzt; namentlich hat Ersterer in seiner Charlotte, wohl nach Anleitung der italienischen Puppenkomödie, nichts weiter gegeben als eine Patois sprechende, grobkörnige, dralle Bauerdirne, die es an Plumpheit und Albernheit getrost mit ihrem Liebsten Pierrot aufnehmen kann. Man begreift wahrlich nicht, wie selbst ein Don Juan von einem solchen Wesen zur Sünde gereizt werden kann. Der Leporello Daponte's giebt uns wenigstens in seiner bekannten Registerarie darüber den drastischen Aufschluß:

„Ihm war Keine je zu schlecht!“
„Non si picca,
Se sia ricca,
Se sia brutta,
Se sia bella,
Pur che porti la gonella, —
Voi sapete quel che fa!“

Scene am Hofe des Königs Don Alonso von Kastilien. — Der König fragt den Comendador de Calatrava Don Gonzalo de Ulloa nach verschiedenen Staats- und gelehrten Sachen und schließlich auch nach seinen Familienverhältnissen. Der Comthur rühmt die Schönheit und Sittsamkeit seiner einzigen Tochter Doña Ana und ist hocherfreut, als Seine Majestät ihm das Anerbieten macht, seine Tochter mit einem der edelsten jungen Ritter des Landes zu vermählen, — mit unserm Freund Don Juan Tenorio! In Spanien scheint also derselbe bis dato noch nicht von sich übel reden gemacht zu haben und das berühmte „Mà in Ispagna! son già mille e tre!“ Leporello's trifft bei dem ursprünglichen Don Juan nicht so zu wie das „In Italia sei cento e quaranta.“

Indeß man so im königlichen Alcazar zu Sevilla bemüht ist, eine sogenannte gute Partie für Don Juan ausfindig zu machen, bereitet dieser der armen Tisbea eine arge Enttäuschung. Don Juan kennt eben, wie Klein ihn schildert, nur Brautnächte, keine Lendemains: er verspricht der schönen Fischerin Herz und Hand, vollzieht auch eine Art von Scheinheirat mit ihr, rüstet aber schon seine Pferde zur schnödesten Flucht.

Selbst Catalinon, der doch ein ziemlich hartgesottener Sünder ist, ruft bei dem verrätherischen Vorhaben seines Herrn aus: „Herr Ihr seid der Frauen Geißel!“ Als er dem Don Juan aber die Undankbarkeit gegen seine Lebensretterin vorwirft, setzt sich der Leichtsinnige mit der klassischen Erinnerung darüber hinweg:

„Bah, so that auch einst Aeneas
An Karthago's Königin!“

Catalinon prophezeit dafür ein schlechtes Ende, da aber ertönt aus Don Juan's Munde der so bedeutungsvolle Vers, der sich refrainartig durch das ganze Drama zieht und ganz charakteristisch ist für die Auffassung Tirso de Molina's von dem Wesen seines Helden:

„¡Qué largo me lo fiais!“

Die Worte lassen eine vieldeutige Uebersetzung zu, bald bedeuten sie: „Ach, wie sehr Ihr mir vertraut!“ — bald: „Nun, das hat noch lange Zeit!“

Denselben Vers spricht Don Juan lachend in sich hinein, als Tisbea in einer der lieblichsten Scenen ganz nach der Art des „Reich mir die Hand, mein Leben“ oder „Ich ließ Euch gern heut Nacht den Riegel offen“ — nur noch rückhaltloser, dem geliebten Manne anzugehören gelobt und ihn beschwört, ihr nur treu zu bleiben. „Qué largo me lo fiais!“ ist die ungehörte Antwort.

Die Nacht bricht herein, Alles schläft im Dorfe, da schleicht sich Don Juan unbemerkt von der ihm „zu sehr vertrauenden“ Tisbea, um nimmer wiederzukehren. Nun hat Amor, dessen sie stets gespottet, sich grausam an ihr gerächt und sie ins tiefste Elend gestürzt. Aehnlich dem erschütternden Schmerzensschrei der verlassenen Elvira bei Mozart: „Mi tradì quell' alma ingrata, — Infelice, oh Dio, mi fà!“ ertönt der Jammerruf der armen Tisbea:

„¡Amor, clemencia, que se abrasa el alma!“
„Hab Erbarmen, o Liebe, denn meine Seele glüht!“

Elvira erregt mehr Mitleid, weil sie selbst für den Verräther Don Juan noch Mitleid fühlt, während die Tisbea des spanischen Dichters nur einen Gedanken hat: Rache an dem Verführer!

„Zu den Füßen meines Königs
Will ich Rache mir erflehen,“ —

ruft die Spanierin, während der deutsche Komponist der bis in den Tod getreuen Elvira das schluchzende Bekenntniß in den Mund legt:

„Mà tradita e abbandonata
Provo ancor per lui pietà!“

Der zweite Act zeigt uns den leichtsinnigen Don Juan in seiner Sünden Maienblüte. Was kümmert's ihn, daß der König von Kastilien auf die Klagen des alten Don Diego Tenorio, seines Vaters, ihn aus dem Lande verbannt? Vor solchen Kleinigkeiten schreckt ein Don Juan nicht zurück, das verleiht seinen geheimen Liebesirrfahrten nur einen um so pikanteren Reiz und macht ihn womöglich noch tollkühner.

In Sevilla trifft er den Duque Octavio, der gleich ihm vor dem Zorn des Königs von Neapel geflohen ist. Mit einer ungeheuren Ironie bietet er (genau wie in der Oper) diesem seine Freundschaftsdienste an, die der nichtsahnende Octavio gern annimmt, spottet aber innerlich und in frivolen A-parte's nicht wenig über den „Capricornio“, der sich so naiv am Narrenseil herumziehen läßt.

Es leuchtet ein, daß seit Tirso de Molina dieser arme Octavio eine gewisse

Wandlung zum Bessern erlebt hat. Wenngleich die modernen Sänger aus der sogenannt undankbaren Rolle meistens eine wahre Karrikatur machen, so daß dieser ewige Bräutigam außerordentlich gegenüber dem zwar stets verwünschten, aber doch stets aufs Neue applaudirten Don Juan zurücktritt, — so ist doch nicht zu verkennen, daß ein großer Fortschritt in dem sentimentalen Octavio Daponte-Mozarts vor der insipiden Erscheinung des Duque im spanischen Drama liegt. — Molière wußte sich in den Charakter einer Figur wie Octavio gar nicht zu finden und hat nach dem Fallenlassen der Episode mit Donna Anna aus ihm zwei an moralischer Langweiligkeit mit einander wetteifernde Brüder der Elvira gemacht.

Während Freund Juan mit dem von ihm unbarmherzig düpirten Octavio seine Scherze treibt, gesellt sich sporenklirrend und degenrasselnd der Marques de la Mota zu ihnen, — ein an Liederlichkeit dem Don Juan ziemlich nahe kommender Taugenichts. Dieses par nobile fratrum erzählt sich sodann im wohlgefälligsten Ton des quorum pars magna fui die Skandalchronik Sevilla's. Die tollen Abenteuer mit den Ines, Constanza, Teodora, Julia, Blanca werden ganz in dem blasirten Jargon allermodernster Gardefähndrichs aufgetischt, und man begreift nicht, wie dieser selbe Marques der begünstigte Liebhaber der Doña Ana, Tochter des Comthurs Ulloa, sein kann, von der der Vater zu rühmen weiß:

„Daß ihr himmlisch reizend Antlitz
Alle Schönheit überstrahlt."

Dies Tugendbild ist freilich des Marques Bäschen, aber das erklärt doch wohl kaum das Faktum, daß sie ihm zufällig gerade an dem Abende, wo sich ihr eigentlicher Bräutigam Don Juan und ihr Vetter treffen, ein Stelldichein zu später Stunde bewilligt. Welch ein Abstand zwischen dieser Ana und dem edeln Frauenbilde in Mozarts Oper!

Ein zierliches Briefchen wird von einer der im alten wie im neuen spanischen Drama äußerst gefälligen Dueñas dem Don Juan in die Hand gesteckt, und darin heißt es sehr verfänglich: „Willst Du meiner Gunst vertrauen, — Zieh den rothen Mantel an, — Es erkennen Dich daran — Ines und die Kammerfrauen!" Das weibliche unvermeidliche Postscriptum lautet:

„Vén esta noche á la puerta
Que estará á las once abierta,
Donde tu esperanza, primo,
Goces y el fin de tu amor."

Unsere deutsche Uebersetzung klingt nolens volens etwas trivial:

„Kommst um elf Du diese Nacht,
Wird die Pforte aufgemacht,
Dann wird all Dein Hoffen Wahrheit,
Deiner Leiden Ende naht."

Mit diesem Liebesbriefchen hat es nun, wie ja in allen Komödien der Welt, eine unglückliche Bewandtniß, — mag auch Don Juan das Gegentheil denken und den Zufall glücklich preisen, der es ihm nahe legt, seine Hochzeit mit Doña Ana so unverhofft zu beschleunigen. Die Alte, die den Brief bestellen soll, nimmt Don Juan für den Marques de la Mota, giebt ihm den Brief, — und des Verführers von Sevilla Schelmenplan ist fertig:

„Sah man je ein solches Glück?
Wahrlich, dies bringt mich zum Lachen,
Denn ich werd's, beim ew'gen Gott,
In Sevilla heute machen
Wie zuvor in Napoles!"

Ein mauvais sujet gewöhnlichen Schlages würde sich wohl in Acht nehmen, von dem nächtlichen Quiproquo mit Ana einer Sterbensseele etwas zu verrathen, — nicht so Don Juan. Um das Bild des „Schlechtesten der Menschen" vollständig zu machen, läßt der spanische Dichter den Don Juan seinem Freunde Mota den Inhalt des Briefchens

mittheilen, nur daß sich der Schalk die kleine Licenz gestattet, statt der elften Stunde ihm die zwölfte als die zu bezeichnen, um welche Ana ihn, den Marques, erwarte.

Den Rest wird der Leser sich denken können. Es folgt die Katastrophe mit Doña Ana, bei der übrigens Don Juan kaum mehr Glück hat, als bei der Herzogin Isabela Neapolitanischen Angedenkens. Der Vater, Gonzalo de Ulloa, eilt auf das Hilfegeschrei seiner wenn's sein muß tugendsamen Tochter herbei, Don Juan ruft ihm zu: „Laß mich meines Weges ziehen!" — worauf der alte Heldenvater antwortet: „Uebers Schwert nur geht Dein Weg!" — — Mit dem Sterbeseufzer: „Seguiráte mi furor!" — „Meine Rache wird Dir folgen!" verhaucht der greise Comthur sein ritterliches Leben — und Don Juan flieht voll Entsetzen über seine rasche That, die ihn schon gereut und die er beinah nur aus Nothwehr vollbracht hat.

Mozart hat genau Molina's Beispiel befolgt und den Don Juan auch nicht als den raffinirten Verbrecher in dieser Schreckensscene dargestellt, dem es ein Leichtes sei, nicht nur Verführung, sondern auch Mord heimtückisch zu vollbringen. Daponte-Mozart haben sogar noch stärker als Molina gefühlt, daß ein Don Juan kein überlegender Mörder sein dürfe, wenn er nicht Entsetzen und Abscheu erwecken solle, — darum der italienische Text, der die nagenden Gewissensbisse des Schuldbewußtseins, das sich gern entschuldigen möchte, schildert: „L'ha voluto suo danno!" — Von alledem bei Molière, der den Don Juan nicht schwarz und verworfen genug malen kann, keine Spur.

Mitternacht. — Der Marques de la Mota, welcher sich um 12 Uhr „dem Ende seiner Leiden" zu nahen glaubt, wird am Schauplatz des Verbrechens angekommen für den Mörder gehalten, verhaftet und vom Könige zum Tode verurtheilt. Gleichzeitig befiehlt dieser, das Leichenbegängniß des Ermordeten mit dem ganzen seinem Range gebührenden Pompe zu veranstalten. — —

Wir verfehlen nicht, schon jetzt darauf hinzuweisen, wie sehr sich in diesem spanischen Drama ein gewisser Hang zum Parallelismus der Handlung geltend macht, der fast eine ermüdende Wirkung übt und kaum durch die herrliche Sprache und den stets witzig belebten Dialog gemildert wird.

Der erste Act ist ein wahres Meisterstück des knappen, ächt dramatischen Vorwärtsstrebens; namentlich bildet die pikante, nächtliche Eröffnungsscene zwischen Don Juan und der Herzogin Isabela ein reizendes Cabinetstück des spanischen Capa-y-Espada-Genres. Der Dichter scheint aber an seinem Werk so großes Wohlgefallen gefunden zu haben, daß er ein und dasselbe Motiv wiederholt, freilich in modificirter Form, die mehr dem Intriguenlustspiel entlehnt ist.

Aehnlich wie mit dem Parallelismus der Scene zwischen Don Juan-Isabela und Don Juan-Ana verhält es sich auch mit dem der Episode: Don Juan-Aminta, — die den Schluß des zweiten Actes bildet. Diese anmuthige Episode liegt dem Mozartischen Intermezzo der vereitelten Hochzeit Zerlinens und Masetto's noch genauer zu Grunde als die frühere, bei der Tisbea eine so unglückliche Rolle spielte. Der italienische Dichter des Don Giovanni hat nicht unmittelbar aus unserm spanischen Drama geschöpft, sondern theils aus seinem eigenen, wildbewegten Don Juan-Leben, theils hat er sich an die volksthümliche Tradition der italienischen Burleske vom Don Giovanni und Arlechino gehalten, — und in dieser Form zeigt sich die Sage gegen das Molina'sche Drama schon bedeutend vereinfacht.

Auf der langen Wanderung von der Pyrenäenhalbinsel durch Italien nach Paris, die etwa fünfzig Jahre dauerte, hat sich der etwas überladene Stoff des Tirso de Molina abgeklärt, — oder um mit einem mythologisch-wissenschaftlichen Ausdruck à la Max Müller zu reden, die Sage hat sich verdichtet. Verlangte der Spanier zu seiner moralischen Herzstärkung mindestens vier Treubrüche auf offener Scene, um dann sagen zu können: „Gott Lob, daß ich nicht so bin wie dieser", — so begnügte sich der im 17. Jahrhundert äußerlich verteufelt bigote Franzose zum gleichen Zweck mit einem soliden Ehebruch. Mehr hätten die tartüffischen Zeitgenossen dem Molière schwerlich ungeahndet durchgehen lassen; leider mußte dieser deshalb auch die Figur der Donna

Anna opfern und den Octavio kaum besser behandeln, welche beiden Personen bei Mozart so wesentlich zur dramatischen Symmetrie beitragen.

Weniger formgerecht als Calderon und Lope läßt Tirso de Molina in einem und demselben Acte die Oertlichkeit fast ebenso bunt abwechseln wie Shakespeare, achtet aber stets darauf, daß die Einheit der Handlung nicht rein momentanen Einfällen zu Liebe unterbrochen wird. — Das Ende des zweiten Actes spielt in dem Dorfe Dos Hermanas (Zwei-Schwestern). Getreu seinem Wesen als unberufener Störenfried des Familienglücks, erscheint Don Juan auf der Hochzeit des Patricio mit der holden Aminta, einer ländlichen Schönen, die zwar an Grazie der Tisbea einigermaßen nachsteht, ihr aber an Leichtgläubigkeit gleichkommt.

Es folgen die Scenen, die aus Mozarts Finale des ersten Actes bekannt sind. Nur schließt der zweite Act des „Burlador de Sevilla" nicht ganz so stürmisch wie der entsprechende Theil der Oper mit seinem großartigen Quintett, mit den brausenden Racheklängen des „Trema, trema, scelerato! Odi il tuon della vendetta!" Nein, im spanischen Drama ertönt lieblicher Gesang bis zum Ende und nimmer müde schlingen sich im Fandango und Zapateado die tanzenden Paare durcheinander. Höchstens mahnt das prophetische „Con esta cuatro serán" (Mit dieser sinds nun vier!) des Catalinon und sein kopfschüttelndes: „Mögen sie singen, bald werden sie weinen!" an die bevorstehende Enttäuschung, mit der das Geschick der armen Aminta besiegelt wird, aber auch das Glück des großen Burlador sich schrecklich wenden soll.

Den dritten Act eröffnet eine etwas bedenkliche Situation: Don Juan dringt in das Brautgemach der neuvermählten Aminta, deren Herrn Gemahle ganz recht geschieht, da er in tölpelhafter Eifersucht sein schönes Weibchen so lange allein läßt, statt dem Frauenverführer entgegenzutreten.

Aminta ruft beim Erscheinen Don Juans entsetzt: „Zu so später Stunde hier?" — worauf dieser die klassische Antwort giebt: „Estas son las horas mias", — „Dies sind einmal meine Stunden." Aminta droht, sie werde schreien, schreit aber wie alle Opfertäubchen Don Juans nicht, läßt sich verleiten, seinem sinnebethörenden Liebeflehen Gehör zu geben, — und ist natürlich verloren. Don Juan Tenorio kommt ihr nämlich spanisch: in den blühendsten Redondillen und künstlichsten Reimverschlingungen zählt er ihr vor Allem seinen Stammbaum her, lockt die kleine Eitelkeit mit der Aussicht, Señora Doña Aminta de Tenorio zu werden, und schließt ganz im Stil von Mozarts „La ci darem la mano" mit seinem schmeichelnden „Ahora bien dame esa mano!" Die Hand braucht er nämlich, um ihr bei selbiger ewige Treue zu schwören und sie brevi manu zu seiner Gemahlin zu machen.

Aminta fordert aber einen noch stärkeren Schwur seiner Treue, und Don Juan schwört mit einer Geläufigkeit, der man's anmerkt, solche Schwüre gehören zu seinen gewöhnlichen Mitteln, bei dem großen Rächer des Verraths.

Aminta: „Schwöre, daß Dich Gott einst richte,
Wenn Du lügst!"
Don Juan: „Wird meine Treue,
Wird mein Wort je im geringsten
Falsch erkannt, so will ich, daß mich
Eine Leichenhand vernichte!" —

Damit hat er das Verhängniß auf sein Haupt herabbeschworen, dem Bild von Marmorstein ist er verfallen, und mitten durch das leichtsinnige, heimlich geflüsterte „Liebchen, ach wie wenig kennst Du — den Verführer von Sevilla!" — hören wir schon die drohenden Posaunentöne des „No temas la mano darme" (bei Mozart: „Dammi la mano in pegno"; — Molière: „Donnez-moi la main.")

Eine der glücklichsten Ideen des spanischen Dichters war die, die beiden trauernden Frauen, Herzogin Isabela und die betrogene Fischerin Tisbea, kurz nach der vorhergehenden Scene zusammenzuführen. Der gleiche Schmerz über die gleiche Kränkung tilgt jeden Standesunterschied. Beide beklagen ja den Frevel desselben Mannes und trösten sich mit demselben Gemeinplatz, den jedes Geschlecht gegen das andere als Lückenbüßer

verwendet: „Mal haya la mujer que en hombre fia!" (Weh denen, die auf Männerherzen bauen!")*) Daponte hat diese Tröstungsscene aufs Glücklichste verwendet bei der Begegnung der Donna Elvira und Donna Anna, — und um den vernachlässigten Don Octavio nicht gar zu kurz kommen zu lassen, hat Mozart in der Perle seiner Oper, dem Trio der Rache „Protegga il giusto cielo!" — ihm eine wirkungsvolle Begleitung zugedacht.

Nun folgen in dem spanischen Drama die burlesken Scenen zwischen Don Juan und Catalinon angesichts der Statue des Comthurs, in denen sich der schelmische Diener ganz wie Leporello als die Jammerseele offenbart, die zum Verbrechen zu feige und zur Tugend — zu hungrig ist.

Schade übrigens, daß die späteren Bearbeiter der Sage nicht dem Beispiele des Tirso de Molina gefolgt sind, der tactvoll genug war, das Bild von Marmorstein nicht auf einen gewöhnlichen Allerweltskirchhof zu postiren, sondern in die Kapelle einer Kirche, wodurch die Frevelthat Don Juans nur um so vermessener wird. Ebenso hat der spanische Dichter es unter seiner Würde gehalten, bei der Erscheinung des Comthurs am Grabe auf den Beifall des Amphitheaters zu speculiren, wie das in der Oper leider stets geschieht. Tirso de Molina läßt nämlich den Comthur Ulloa nicht hoch zu Rosse sitzen, sondern auf der steinernen Platte, die sich über seinem Grabe erhebt, aufrecht stehen — ganz in derselben Haltung, in der er auch bei dem Todtengastmahl um Mitternacht erscheint.

Diejenigen, welche absolut ein Marmorpferd sehen wollen, mögen einmal bedenken, wie unwahrscheinlich eine solche Reiterstatue schon mit Rücksicht auf das Material ist, — mögen sich auch die Komik vergegenwärtigen, die darin liegt, daß der unheimliche steinerne Reiter sich aus dem Sattel schwingen muß, um seinen nächtlichen Besuch zu machen! Man sieht also, in einigen nicht ganz unwichtigen Punkten könnten die Directionen der Opern aus dem uralten Stück des Spaniers manches lernen für die richtige Inscenirung des Don Giovanni, — von den Kostümen, von der Oertlichkeit und dem ganzen äußeren Apparat gar nicht zu reden.

Auf der Steinplatte der Gruft steht eine Inschrift da aber Catalinon auf gut spanisch nicht lesen kann, so entziffert Don Juan die Grabschrift:

„Für erlitt'nen Schimpf und Spott
Harrt ein Edler hier auf Rache, —
Den Verräther strafe Gott!" —

Nicht gewarnt durch diese drohenden Worte, zupft Don Juan den steinernen Comthur bei seinem Bart, ladet ihn zum Abendessen oder auch zu einem ritterlichen Gang auf blanke Schwerter ein und empfiehlt ihm nur, sich nicht etwa einer steinernen Waffe zu bedienen. —

Die Erscheinung des Comendador erfolgt sodann beim Nachtessen ganz in derselben schaurig-überraschenden Weise, wie sie aus der Oper bekannt ist.

Es dauert lange, bis Catalinon sich von seinem Schreck über die gespenstische Erscheinung des Comthurs erholt. In dem Muth der Angst richtet er die ergötzlichen Fragen an die schweigende Statue des Don Gonzalo: „Das Jenseits ist wohl ein schönes Stückchen Land? Ist's flach oder gebirgig? Treibt man dort auch Poesie?" — Die einzige Antwort ist ein unheimliches Nicken des Kopfes.

„Nun laßt Musik erschallen!" ruft Don Juan, der seinem Gaste die gebührenden Ehren erweisen will. Da ertönt hinter der Bühne ein Lied mit dem vielsagenden Refrain: „Qué largo me lo fiais!" — bei dessen Klängen es Don Juan kalt überläuft. Er heißt die Diener, auch den mehr todten als lebendigen Catalinon, sich entfernen — und steht nun dem steinernen Gast allein gegenüber. Dieser ladet seinen Mörder ein, morgen um dieselbe Zeit sein Gast bei der Todtengruft in der Kapelle zu sein, und als er den

*) Ein Venetianisches Sprichwort lautet im Dialekt:
„Tristo quel omo che a la dona crede!"

Zweifel ausspricht, ob Don Juan auch den Muth haben werde, seine schnell gegebene Zusage zu halten, erwidert ihm dieser mit dem Lakonismus spanischer Ritterlichkeit:

„Soy Tenorio!" (Ich bin ein Tenorio!)

Dem Comthur genügt dies Wort eines spanischen Edelmannes und er wendet sich zum Gehen: „Wohl, ich glaub's, auf Wiedersehn!" — Don Juan, überhöflich, will seinem Gast den Heimweg leuchten, aber die schreckliche Stimme des Marmorbildes: „Leuchte nicht, — mir leuchtet Gott!" hält seinen Fuß zurück.

Um nun die Katastrophe nicht unmittelbar auf diese Nachtscene folgen zu lassen, hat Tirso de Molina hiernach ein paar ziemlich überflüssige Scenen am Hofe des Königs von Castilien eingeschoben, über die wir hinweg gehen können, da sie auf die Entwicklung der Handlung nicht von Einfluß sind. Das Resultat langer Berathungen zwischen Don Alonso und Don Juans Vater ist eine Rehabilitirung der Ehre Isabela's — durch eine Heirath mit Don Juan, wobei man die in Aussicht genommene Hochzeit mit Doña Ana ganz vergessen zu haben scheint.

Dem Don Juan ist diese Eheangelegenheit ganz gleichgültig, — er hat sich schon so oft in seinem Leben vermählt, daß er kein großes Wesen mehr aus dergleichen Familiensorgen macht. Vorerst hat er noch eine Ehrenpflicht zu erfüllen, dem steinernen Gaste zu beweisen, daß es ihm nicht an Muth fehle, sich pünktlich zum nächtlichen Geistermahl einzufinden, — die Hochzeit mag so lange warten!

In der Scene, wo Don Juan Tenorio bei dem Comthur sein Wort einlöst, enthüllt der Dichter die wenigen guten Seiten seines Helden. Nicht eitle Prahlerei treibt Don Juan, sein Versprechen zu erfüllen, sondern das strenge Bewußtsein der verpfändeten Ritterehre. Catalinon warnt und schilt den Entschluß seines Herrn eine Thorheit, — aber Don Juan, ernst geworden, gar nicht mehr Burlador, erwidert:

„No ves que di mi palabra?"
(„Siehst Du nicht, daß ich mein Wort gegeben?")

Ohne Zagen betritt er die dunkle Kapelle, in welcher der Todte ruht und auch ihn der Tod erwartet.

Die Sterbescene des Helden ist von so erschütternder Wirkung und wirft ein so eigenthümliches Licht auf die oft verkannte Tendenz der Sage in diesem Stücke wie auf Don Juans wahren Charakter, daß wir sie wenigstens im Auszuge mitzutheilen für nöthig halten.

Don Juan geht mit dem zitternd folgenden Catalinon geraden Wegs auf die Statue los, die ihm entgegenkommt:

Don Juan: Wer da?
Don Gonzalo: Ich!
Catalinon: Ich bin verloren!
Don Gonzalo: Bin der Todte, sei nicht bange!
Schon bezweifelt ich Dein Kommen,
Da Du Alle pflegst zu täuschen.
Don Juan: Hältst Du mich für eine Memme?
Don Gonzalo: Flohst Du doch in jener Nacht,
Da Du mich ermordet hattest!
Don Juan: Weil ich nicht erkannt sein wollte,
Heute siehst Du mich am Platze,
Darum sprich, was Du begehrst!

(Schattenhafte Gestalten bereiten den Tisch, dessen Speisen aus Schlangen und Basilisken, dessen Getränke aus Galle und Thränen bestehen. Da ertönt der schaurige Gesang hinter der Scene, vergleichbar, auch im Metrum, dem Dies irae, dies illa! wie im Faust):

„Merkt es, die ihr gegen Gottes
Strafgerichte stolz geprahlt:
Jede Frist erreicht ihr Ende,
Keine Schuld bleibt unbezahlt!"
Don Juan: All mein Blut erstarrt zu Eis!
Gesang: „Alles was auf Erden lebet,
Vor dem stolzen Wort sich scheue:
„Ach, das hat noch lange Zeit!" —
Kurz nur ist die Frist der Reue!" — —*)

Don Juan: Ich bin satt, weg mit der Tafel!
Don Gonzalo: Gieb mir jetzo Deine Hand,
Wenn Du Dich vor mir nicht fürchtest.
Don Juan: Ich mich fürchten? Nimm sie hin!
— — Weh ich brenne, o verzehre
Mich mit Deinem Feuer nicht!
Don Gonzalo: Fühle erst der Hölle Feuer!
Don Juan, die Wunder Gottes
Sind erhaben, unerforschlich,
Und er will, daß Du die Schuld
In des Todten Hände zahlest.
Dies ist Gottes Richterspruch
Solcher Lohn für solche Thaten
Don Juan: Weh, ich brenne, laß mich los! — —
— — Nicht verführt' ich Deine Tochter,
Da sie den Betrug gewahrte.
Don Gonzalo: Doch Du wolltest jenen Frevel!
Don Juan: Ruft den Priester, daß er höre
Meine Reue, meine Beichte!
Don Gonzalo: Schon zu spät, — die Frist verrann!
Don Juan: Weh, ich brenne, mich verzehren
Feuergluten, — ach, ich sterbe! (stirbt.)
Don Gonzalo: Dies ist Gottes Richterspruch:
Solcher Lohn für solche Thaten!“ — —
(Das Grabmal, Don Juan und Don Gonzalo versinken.)

Klein in seiner „Geschichte des spanischen Dramas“, in der er den Tirso de Molina auf verhältnißmäßig geringem Raum abfertigt, weiß gar nicht genug seiner komischen Entrüstung darüber Ausdruck zu geben, daß Don Juan in seinen letzten Augenblicken sich mit dem lange verhöhnten Himmel versöhnen will. In seiner Manier der sweeping judgments schreibt er: „Don Juan — Gewissensbisse! Don Juan nach einem Beichtvater wimmern! — Ein spanischer Don Juan aus dem Vollen ist eben undenkbar, nur ein Deutscher wie Mozart konnte, unbeschadet seines grundkatholischen Herzens, einen solchen Don Juan schaffen; nur ein Franzose wie Molière konnte durch einen freigeistisch-verruchten, ächtfranzösischen Don Juan die Scharte des ächt-spanischen, aber deshalb eben unächten (sic!) Don Juan glänzend auswetzen.“

Es wäre wirklich sehr interessant, das Ideal des „ächten“ Don Juan zu sehen, welches Herr Klein sich zurecht gemacht hat, wenn ein Spanier, also Don Juans Landsmann und dazu der Schöpfer dieser Figur, jenes Ideal nicht erreicht haben soll. Der Don Juan des Tirso de Molina ist eben nicht nur ächtspanisch und gutkatholisch, sondern, was mehr sagen will, künstlerisch wahr, — wahrer als selbst der Don Juan von Daponte-Mozart, tausendmal wahrer und edler als der jedes Gemüths entbehrende Don Juan Molière's.

Das richtige Verständniß für den Charakter des Don Juan Tenorio im spanischen Drama eröffnen uns die häufig wiederholten Worte: „Qué largo me lo fiais!“ (Ach, das hat noch lange Zeit!) Don Juan ist danach nichts als ein unendlich leichtsinniger Jüngling, der zwar die Absicht sich eines Tages zu bessern noch nicht aufgegeben hat, aber die Ausführung soweit wie möglich (largo) hinausschiebt. Darum verlacht er die Warnung seines Vaters Don Diego:

„El que un bien gozar espera,
Cuando espera, desespera“,**)

und erst in der Todesstunde wird er gewahr, daß es zu spät sei zur Buße und Umkehr, als drohend die überirdischen Stimmen an sein Ohr dringen. So erklärt sich der Hilfe-

*) „Miéntras en el mundo viva,
No es justo que diga nadie: (Cum vix justus sit securus)
¡Qué largo me lo fiais!
Siendo tan breve el cobrarse.“

**) „Wer das Glück zu halten meinet,
Dem zerrinnt es in den Händen“ — geflügeltes Wort in Spanien geworden.

ruf nach einem Priester, der ihm die Beichte höre und die Absolution ertheile, ganz natürlich; und mag man auch dem sträflichen Leichtsinn die gerechte Vergeltung gönnen, — in dem Augenblick, wo sie fürchterlich hereinbricht, erfüllen uns die erbarmungslosen Worte des Comthurs „No hay lugar, ya acuerdas tarde!“ („Schon zu spät, — die Frist verrann!“) mit Trauer und Wehmuth.

Die poetische Gerechtigkeit ist von Tirso de Molina besser geübt worden als von irgend einem seiner Nachahmer. Während bei Molière wie bei Daponte-Mozart der [illegible] des spanischen Dramas unser Gemüth im vollen Maße die starken Eindrücke des Schreckens und zugleich des Mitleids, wie sie die ältesten Lehrer der dramatischen Dichtkunst forderten.

Für Tirso de Molina ist und bleibt Don Juan bis zum letzten Augenblick der Hauptheld, dem er seine ganze dichterische Liebe zuwendet, während er die Frauengestalten nur sehr obenhin behandelt. Was sind diese Isabela und Ana mit ihrer leicht zu erringenden Gunst, mit ihren frivol gewährten Schäferstündchen gegen die rührenden Erscheinungen einer Donna Anna und Donna Elvira Mozarts, denen Beiden der gerührte Zuhörer nur ein besseres Geschick wünscht, als das, einem Octavio anzugehören oder bis zum Tode getreu einen so hartherzigen Don Giovanni zu beklagen, wie Daponte ihn uns schildert. — Aber mag auch der spanische Dichter die weiblichen Figuren seines Drama's nur als Nebenfiguren betrachten, — dem Don Juan Tenorio wird er gerecht, in ihm giebt er uns den „ächten“ Don Juan, den spanischen, katholischen, leichtsinnigen, zu spät bereuenden Don Juan! Und dieser muß jedes fühlende Herz sympathischer berühren als der Don Giovanni Daponte's mit seinem trotzigen, unmenschlichen „No, no, ch'io non mi pento!“ — und als der Don Juan Molière's, der den Monsieur Dimanche, einen armen Gläubiger, aufs niedrigste prellt, seinem Vater gegenüber in der kläglichen Rolle eines bereuenden Heuchlers erscheint und dann zum Schluß die Bravade zum Besten giebt: „Non, non, il ne sera pas dit, quoi qu'il arrive, que je sois capable de me repentir.“ —

Die äußere Gestaltung des altspanischen Stückes ist zwar keine künstlerisch vollendete, die einzelnen Acte sind sehr ungleichmäßig durchgearbeitet; aber man muß auch dem genialen Dichtermönch zu Gute halten, daß er zuerst den gewaltigen Stoff ergriffen und mit ihm trotz der großen dramatischen Schwierigkeiten gerungen hat, bis er ihn bezwungen und seinen Nachfolgern zugänglich gemacht hatte.

Dem spanischen Dichter mußte es natürlich darauf ankommen, Don Juans frevelhafte Thaten, seinen zum Verderben führenden Leichtsinn recht abschreckend dem Publikum vor die Seele zu führen. Dazu bedurfte es nach seiner Meinung einer möglichst großen Zahl drastischer Verführungsstückchen, — daher eine gewisse Monotonie der Fabel durch die vierfache Episode der Bethörung eines Mädchenherzens. Ja selbst zum Schluß zeigt sich bei dem Dichter die Freude an der breitesten Ausführung seiner geistreichen Ideen in der doppelten Gastmahlscene, — einmal bei Don Juan, das andere Mal bei Don Gonzalo. Dergleichen Fehler, wenn man sie so nennen darf haben die Nachahmer Molina's leicht vermieden, ohne aber an Lebenswahrheit in der Schilderung des Helden ihr großes Vorbild zu erreichen.

In Spanien bildet der „Burlador de Sevilla“ noch heute ein oft und gern gesehenes Repertoirestück. Es vergeht kein Dia de almas (2. November), an dem nicht die warnende Gestalt des Convidado de piedra über alle größeren Bühnen Spaniens schreitet, und sicher wird auch kein spanisches Theater es verabsäumen, das vierteltausendjährige Fest dieses Drama's gebührend zu begehen.

Vielleicht erleben wir es auch, daß ein deutsches Theater trotz Wagner und kein Ende die Gelegenheit benutzt, um einmal eine Musterdarstellung des Don Giovanni zu veranstalten und so einem dramatischen Stoffe ersten Ranges gerecht zu werden, der nach einander einen Molina, Molière und Mozart begeistert hat.

Pariser Theaterbriefe.

Von **Gottlieb Ritter.**

VII. Les Vieux Amis von Louis Davyl.

Der Ehebruch ist das alte ewige Lied der neufranzösischen Dramatiker, die sich bestreben, das stereotype Thema auf alle möglichen Arten zu variiren. Das Leitmotiv bleibt aber immer dasselbe; mag man es mit noch so kunstvollen Fioriturен versehen oder in eine ganz andere Tonart versetzen oder gar einer durchaus originellen Neuschöpfung zu Grunde legen; immer und überall scheint die Grundmelodie durch und kommt früher oder später zur vollen Geltung. Gegen das Thema an sich kann man vom künstlerischen Standpunkt nichts einwenden; die größten Dichter haben es aufgegriffen, die schönsten Dichterwerke behandeln es. Das verhindert aber nicht, daß man auf die Länge diesen endlosen Kanon unausstehlich findet. Die Virtuosität wird zur Manier; man merkt, daß die Verfasser, nachdem sie den Kunstgriff fertig haben, ihre Fabrikate ohne innere Betheiligung produciren, und daß sich alle ihre Erzeugnisse im Grunde so ähnlich sehen, wie ein Ei dem andern.

Viel Talent steckt allerdings in der dramatischen Realistenschule an der Seine, das ist nicht zu leugnen. Sie besitzt in Alexander Dumas fils den Pfadfinder, welcher neue Perspectiven eröffnet und die Stichwörter gibt, in Emile Augier und Feuillet ihre Poeten und in Sardou den Satiriker und theatralischen Techniker. Diesen vier Meistern folgen die jüngern Talente, worunter freilich mit Ausnahme von Gondinet und Davyl, bis jetzt Keiner es zu einem nachhaltigen Erfolg brachte. Das Haupt der Schule ist unstreitig Dumas, welchem es sogar gelang, den älteren Augier von den neuklassischen Ideen der Ecole du bon sens uzm Realismus zu bekehren. Dumas gibt den Ton an und die Andern fallen ein. Er brachte die Demimonde in und außer der Ehe auf die Bühne und erfand eine neue poetisch und moralisch sein sollende Gerechtigkeit. 'Erst verlangte er den Tod der Frau, dann den des Geliebten oder des unwürdigen Ehemannes. Heute kommt einer seiner Jünger, der talentvolle Louis Poupart-Davyl, welcher mit seinem Drama La Maitresse légitime — das auch bereits nach Deutschland kam — einen nicht ganz unverdienten Erfolg errang, und ruft ebenfalls Tue — le! womit er den Geliebten meint. Seltsamerweise richtet er aber seine wenig menschenfreundliche Aufforderung nicht an den beleidigten Ehemann, sondern an den Theatergott, der natürlich ungesäumt seinen Donnerkeil auf den Ehestörer herabsendet. Doch greifen wir nicht vor und sehen wir uns einmal die Handlung der interessanten Novität des Théâtre du Gymnase etwas genauer an.

Les Vieux Amis ist der Titel dieses vieraktigen Dramas, welches in dem unfranzösischsten Theil von Frankreich, der Bretagne, spielt, jener großen Halbinsel Kleinbritannien, die sich so weit wie möglich von Frankreichs Herz abzukehren und hinaus ins Meer und England entgegen zu streben scheint, ganz wie sein kräftiges, stolzes, verschlossenes und rauhes Volk sich in Sprache und Sitte isolirt. Es ist arm und unwissend, und sein Herz hängt fast mit größerer Liebe an dem Ocean, als an seiner Heimat. Die Bretonen, die Louis Davyl in seinem neuen Drama vorführt, sind allerdings wesentlich französisch und theilweise sogar

pariserisch angekränkelt, aber sonst ist der bretagner Lokalton nicht übel getroffen. In der etwas besser als bäuerlichen Wohnstube des Dorfarztes Guibert lernen wir eine Reihe verschiedenartigster Typen kennen. Da ist der Doctor selbst, der gute zärtliche Gatte und Vater mit dem weichen Herzen für alle seine Mitmenschen. Er ist in der getreuen Erfüllung seiner Berufspflicht alt geworden und arm geblieben, aber er hat was er zum Leben braucht und mehr als das: ein braves treues Weib, eine aufblühende Tochter und einen alten Freund. Dieser ist Duchoux, der quiescirte Seemann, ein reicher alter Junggeselle, der eine wahre Leidenschaft für Uhren hat und als neuer Karl V. will, daß alle Pendülen seiner Bekanntschaft mit einander übereinstimmen. „Ich kann es nicht ausstehen", sagt er einmal, „daß eine Uhr Mittag schlägt, wenn es zwölf Uhr fünf Minuten ist; es erinnert mich an die Leute, welche über einen Witz lachen, der vor einer Viertelstunde gerissen wurde." Seine Junggesellenwohnung ist ein wahrer Uhrenbazar. Auf allen Tischen, Etageren und von allen Wänden herab tönt das unermüdliche Ticktack, und die bewegliche Geschäftigkeit der zahllosen Pendel ist ganz dazu angethan, das beste Nervensystem zu afficiren. Und wenn nun erst die Minutenzeiger auf Zwölf rücken, dann fängt der größte Spectakel an: dann schlägt es in allen Tonarten von dem dumpfen Gebrumm der altväterischen Schwarzwälderuhr und dem sonoren Klang der Pariser Pendüle bis zum Schnarren des Weckers und dem Geschrei des Kuckucks, der flügelschlagend über einem Brabanter Zifferblatt steht. Aber die alte Theerjacke hat noch eine andere Leidenschaft, nämlich das Kartenspiel, und diese theilt er mit seinem besten und einzigen Freunde, dem Doctor Guibert. Allabendlich kommen Beide in der Doctorswohnung zu einigen Parthien zusammen und spielen bei nächtlicher Lampe, während die Grazien des Hauses sich um den großen eichenen Tisch versammeln und ihren weiblichen Handarbeiten obliegen. Frau Guibert ist eine noch schöne Frau in den sogenannten „besten Jahren", aber ein drückender Kummer hat vor der Zeit ihre Stirne gefaltet und ihren Zügen etwas Düsteres, Melancholisches verliehen, welches durch ihr nonnenhaftes weißes Kopftuch, wie es die bretagnischen Frauen zu tragen pflegen, noch gehoben wird. Sie lebt nur ihrem Hauswesen, geht selten aus und widmet ihre ganze Thätigkeit der Erziehung ihrer sechzehnjährigen Tochter Amélie. Auch noch eine dritte Frau wohnt in dem Hause des Arztes und nimmt — freilich nicht allzu gerne — an der gewohnten monotonen Abendunterhaltung Theil. Es ist die Nichte von Duchoux, eine junge Wittwe, welche mit ihren magern eintausend Livres Rente verurtheilt ist, in dem kleinen Nest der Bretagne zu leben, während es sie, die schon die süße Pariser Luft geathmet, hinaus in den Strudel des gesellschaftlichen Lebens zieht. Die Dorfkokette langweilt sich natürlich furchtbar, und all ihr Sehnen und Streben geht dahin, sobald wie möglich einen reichen Mann zu kapern, der sie mit sich nach Paris nimmt.

Der erste Akt zeigt uns diese Idylle, wie sie sich jeden Abend im Hause Guiberts abspielt. Die Frauen plaudern und stricken, und die alten Freunde spielen. Heute hat sich noch jemand eingefunden, die alte Sainte, welche für einen Abwesenden Strümpfe strickt, für Julien Pavy, den Neffen von Duchoux. Sie war die Amme dieses braven Jungen, der schon vor vielen Jahren über Meer ging und der jetzt vielleicht todt ist, weil er so gar nichts mehr von sich hören ließ. Und während die alte Bäuerin erzählt, wie sie nie ohne Herzklopfen den Briefträger vorübergehen sieht, wie sie nichts desto weniger fortfährt, für den „Kleinen" Strümpfe zu stricken — sie hat schon zwölf Dutzend fertig — und wie sie ihre Hoffnung noch immer nicht sinken läßt, — da hört man Schritte im Flur, und der todtgeglaubte Seemann stürmt herein und umarmt seine Amme, seine Verwandten und seine Jugendgespielinnen. Das Erste, was Julien auffiel war, daß sein Eintritt ins Haus nicht durch die gewohnte Klingel angekündigt wurde. Aber wie die Glocke gealtert hat, so ist es auch allen Andern im Hause gegangen; Laura wurde Wittwe, und die kleine Amélie eine große Tochter, die erröthend auf den Gespielen ihrer Jugend blickt.

Dies ist der Inhalt des ersten Aktes. Er ist ein dramatisirtes Genrebild im flämischen Geschmack. Hübsche Einzelheiten im Dialog und sogar ernsthafte Anläufe zur Charakterzeichnung finden sich, sodaß man gern auf größere Beweglichkeit der Handlung verzichtet. Aber dem Dämon des Pariser Ehebruchsstückes muß auch dieses reizende Stillleben, das ich gerade um des Contrastes willen hier weitläufiger berührte, zum Opfer fallen, und das

Schauspiel, welches wie eine Komödie beginnt, verdüstert sich immer mehr und mehr und endet als ein krasses Melodrama vom Boulevard.

Ueber dem Hause des Doctors zieht sich ein drohendes Wetter zusammen. Eine längst verjährte und abgebüßte Schuld ist das furchtbare Geheimniß der Familie Guibert. Der zweite Aufzug bereitet uns nur vor auf die Entdeckung jener Schuld, die sechzehn Jahre lang verborgen und ungeahndet blieb. Die alte Sainte erzählt Julien, wie seine Mutter starb und theilt ihm ihre letzten Worte mit: „Wenn mein Sohn Amélie Guibert zu seinem Weib erwählt, so soll er sie ohne Mitgift heirathen.“ Umsonst denkt Julien über den Grund dieser Bestimmung nach, Sainte schweigt beharrlich und weiß vielleicht selbst keine Erklärung. Julien, der Amélie liebt und wirklich zur Frau nehmen will, weiß nur zu wohl, daß Guibert unvermögend ist. Wie er so darüber nachdenkt, kommt sein Onkel Duchoux. Dieser eröffnet ihm, er wünsche sehr, daß Julien Amélie heirathe und werde bei dieser Gelegenheit sein ganzes Vermögen der jungen Braut zur Aussteuer geben. Wunderlicherweise versäumt es Julien, sogleich mit seinen Skrupeln herauszurücken und den Onkel womöglich um eine Erklärung darüber anzugehen, was jene Verfügung seiner sterbenden Mutter für einen Grund haben könne.

Aber wie sein Held, so ist auch der Verfasser sich des rechten Weges nicht bewußt. Nun drängt sich mit einemmal die schöne Laura in den Vordergrund, die bei näherer Bekanntschaft gerade ebenso viele Reize einbüßt, als fast sämmtliche andern Personen des Stücks, deren erstes Auftreten uns eher sympathisch berührt hatte. Aber hier steckt just der Hauptfehler dieses Dramas, daß sein erster Akt uns auf falsche Fährte bringt und günstige Ansichten über Charaktere verbreitet, welche hinterher in ganz anderer Beleuchtung erscheinen und uns abstoßen müssen. Dies gilt besonders von Laura, welche sich nachträglich als der böse Geist des Hauses Guibert erweist. Sie ist nicht bloß kokett und vergnügungssüchtig, sondern herzlos und gemein. Mit sicherem Blick hat sie sogleich entdeckt, daß Julien und Amélie sich lieben; sie kennt auch den Wunsch ihres Onkels und der Familie Guibert, daß sich die beiden jungen Leute heirathen, und daß Duchoux gerade auf diesen Fall hin Amélie zu seiner Erbin eingesetzt hat. Sie redet sich ein, daß sie Julien liebe, ist aber im Grunde selbst davon überzeugt, gar keines herzlichen Gefühls fähig zu sein. Aber fort will sie aus der einsamen Bretagne, fort aus ihrer bäuerlichen Umgebung, die keinen Sinn für Luxus und Eleganz hat, und die sie zu Tode langweilt und ärgert. Julien soll ihr Erlöser sein, der sie aus den drückenden Verhältnissen befreit und in die Stadt der Lebensfreude und Pracht geleitet. Um dies zu erreichen, muß sie die beiden Liebenden einander entfremden. Sie will die unbedeutende, kindische Amélie aus dem Herzen des jungen Mannes verdrängen, indem sie sich ihm in ihrem vollsten Liebreize zeigt. Schlägt dieses Mittel fehl, so besitzt sie noch ein zweites, stärkeres: das Geheimniß des Hauses Guibert.

Sie versucht es vorerst mit ihrer Schönheit und ihrem Geist. Es gelingt, denn auch Julien Pavy ist nicht so, wie uns der erste Akt belehrte. Er ist nicht der schlichte, energische und offene Seemann, wie wir glaubten, sondern der herkömmliche Theater-Naturbursche, welcher niemals weiß was er will und hinter seiner Naivetät ein gutes Theil Dummheit verbirgt. Laura besucht ihn in glänzender Toilette, welche allein schon der Theerjacke imponirt. Laura ist so verführerisch in ihrer Schönheit und so verschwenderisch mit ihrem Geist und ihrer Liebenswürdigkeit, sie läßt vor seinem innern Blick das Bild der gemeinsam verlebten Kindheit mit so packender Lebendigkeit aufsteigen, daß der arme Junge ganz hingerissen ihr seine glühendste Liebe erklärt und um ihre Hand bittet. Laura triumphirt.

Aber das überrumpelte Herz des jungen Seemanns hat sich noch nicht so ganz übergeben, wie es den Anschein hatte. Das lehrt uns der vierte Akt dieses Dramas, wo Handlung und Charaktere in jedem folgenden Aufzug wieder modificirt werden. Julien hat sich die Sache noch einmal überlegt und ist zu dem Ergebniß gekommen, daß er eigentlich die schöne Laura kaum liebe, daß die Pariser Salondame gar nicht zu ihm passe und daß sie ihn ganz einfach überlistet habe. Er möchte also sein Eheversprechen wieder rückgängig machen und aufs Neue zu der lieblichen Amélie zurückkehren, um sie — natürlich ohne Mitgift — zu heirathen. Von dieser wesentlichen Umstimmung im Herzen Julien's hat Laura noch keine Ahnung; sie schwelgt schon im Gedanken an Paris und ruft freudig aus: „Lebewohl, Bagno!

meine Strafzeit ist um!" Umsonst macht Onkel Duchoux einen letzten Versuch, Julien loszukaufen; er verspricht ihr baare viermalhunderttausend Francs, wenn sie die Heirath Amélie's gestatte. Laura lehnt es mit Entrüstung ab: sie liebe Julien und Julien liebe sie wieder. Wie groß ist ihr Erstaunen und ihre Wuth, als sie die Wahrheit erfährt. Julien macht kindische Versuche, sein Wort wieder zurückzufordern. Die Bombe platzt.

Woher die Melancholie von Frau Guibert? Warum ihre Kälte gegen Duchoux, ihr Haß gegen Laura? Weshalb die Scheu vor Amélie's Mitgift in den Worten der sterbenden Mutter Julien's? Darin besteht das Geheimniß, dessen Schlüssel Laura in Händen hält.

Laura hatte eine herzlose Frau zur Mutter, welche vor sechzehn Jahren die Doktorin und Duchoux auf einer Reise nach Paris begleitete. Was auf dieser Reise geschah, hat Doktor Guibert nicht vernommen, der Zuschauer erräth es halbwegs im letzten Akt, aber Laura weiß es genau. Ihre Mutter hat es ihr gesagt. Gewiß ist, daß Frau Guibert durch List oder durch Gewalt — der Verfasser erklärt sich nicht deutlicher — die Maitresse von Duchoux wurde. Der Fehltritt, oder besser das Verbrechen blieb vereinzelt, wenn auch nicht ohne Folgen. Amélie ist die Tochter von Duchoux. Aber ehrlich bestrebt waren Duchoux und sein Opfer, den Fehler seither zu sühnen. Frau Guibert wurde die treueste, hingebendste Frau ihres Mannes, und der rauhe Seemann der treueste hingebendste Freund Guibert's. Er hat auf seine Braut, den Ocean, das freie fröhliche Seemannsleben verzichtet und wurde nun stille Landratte. Er ist Millionär und begnügt sich mit der schlichten Häuslichkeit eines Mannes, dessen Familienehre er verletzte, einer Frau, die in ihm nur noch den unheimlichen Verführer und Verbrecher sieht. Er trägt seinen alten Freund auf den Händen und thut für ihn und seine Familie, was nur in seinen Kräften steht, um mit seinem Gewissen Frieden zu schließen. Er setzt Amélie zu seiner Erbin ein und vermittelt ihre Heirath mit Julien. Er will nur das Glück des Hauses Guibert, und je kälter und schweigsamer die unglückliche Hausfrau gegen ihn ist, um so wärmer und inniger hat sich sein freundschaftliches Verhältniß zu Doktor Guibert gestaltet.

Laura merkt, daß der übertölpelte Julien sein Heirathsversprechen bereut; sie ist also genöthigt, zum letzten Mittel zu greifen, zur Aufdeckung des Geheimnisses von Frau Guibert's Schande. Sie will Julien sagen, daß seine brave Mutter Amélie zur mitgiftlosen Sohnsfrau wünschte, weil sie eben voraussah, Duchoux, dessen Verbrechen sie kannte, werde den dotirenden Brautvater spielen. Sie will Julien mit Verleugnung jedes weiblichen Gefühls von jener Pariser Reise erzählen, wo der Freund den Freund verrieth und seine Hausehre schändete. Alles will sie ihm aufdecken, der sich da mit unbesonnener Hast in eine Familie drängt, wo das Gespenst des Ehebruches sich unheimlich aufgerichtet und Frieden und Glück untergraben hat. Laura will Julien die ganze Wahrheit sagen, — und sie thut es.

Frau Guibert kommt gerade im Augenblick der Enthüllung dazu; sie gesteht Alles und erzählt von jener unseligen Reise, deren Opfer sie wurde. Sie vertuscht und verheimlicht nichts, aber schildert auch Alles, was sie seither gelitten und gebüßt hat. Weshalb schreit sie es aber ins Parterre hinunter? Der Gang des Dramas erfordert es, denn der Ehemann muß mit theatralischer Nothwendigkeit Alles wissen, und er hört auch in der That das ganze Geständniß durch eine Glasthüre. Bleich und unsicheren Schritts wankt Doktor Guibert in demselben Moment ins Zimmer, wo sein alter Freund Duchoux, mit einem Strauß in der Hand, ihm zu seinem Geburtsfest zu gratuliren kommt. Guibert schleudert ihm das Bouquet vor die Füße und zertritt es, indem er Duchoux mit funkelnden Augen ins Antlitz starrt. „Seeräuber!" schreit er ihm mit halb vor Wuth erstickter Stimme entgegen, „Schurke! Du hast Dich wie ein Pirat bei mir eingeschlichen und hast mir meine Ehre gestohlen." Duchoux weicht vor diesem durchdringenden Blick zurück, wird todtenblaß und stürzt, nachdem er umsonst versucht hat, das Wort „Pardon!" zu stammeln, wie vom Blitz getroffen vor seinem Richter zusammen. Man eilt herzu und schafft ihn weg. Der alte Seemann verröchelt im Nebenzimmer. Er ruft nach dem Freund. „Kommen Sie, Herr Guibert, er will Sie noch einmal sehen!" Der Ehemann rührt sich nicht. Er läßt seinen Freund sterben, ohne ihm einen letzten Blick zu schenken. „Ich werde ihn mir ansehen," sagt er, „aber wenn er todt ist." Aus dem Nebenzimmer lassen sich Hülferufe ver-

nehmen. „Ein Arzt! ein Arzt!“ In Guibert beginnt ein Kampf zwischen der Pflicht des Arztes und dem Zorn des beleidigten Gatten. Der Arzt siegt über den Ehemann. Schon will er sich an das Sterbelager des Freundes begeben und Hilfe leisten. Er rettet den Freund nicht mehr; es ist zu spät. Duchoux ist todt.

Jetzt erst scheint Guibert einzusehen, daß er eine fünfzehn Jahre alte Schuld, welche einmal begangen und beiderseits durch ein Leben voll Ehrenhaftigkeit, Resignation und Hingebung abgebüßt wurde, und deren Bewußtsein nach mehr als einem Decennium noch so sehr zu Herzen genommen wird, daß es den Tod des Schuldigen veranlaßt, daß eine längst und mehr als verjährte Schuld hier viel zu streng beurtheilt wurde. Guibert verzeiht. „Jetzt habe ich nur noch Euch!“ sagt er zu Frau und Tochter und beschäftigt sich mit dem Abschluß von Juliens und Amélies Verbindung.

Die bedenkliche Hinfälligkeit des Stücks ergibt sich schon aus dieser bloßen Inhaltsangabe. Auch Davyl wollte als getreuer Schüler des jüngeren Dumas ein Problem lösen, das er ungefähr folgendermaßen aufgestellt hat: Von den „alten Freunden“ ist der eine verheirathet und der andere Junggeselle; die Trilogie liegt auf der Hand. Das Ergebniß ist ein Mädchen, dessen blos gesetzlicher Vater niemals den geringsten Verdacht gefaßt hat. Was wird er thun, wenn er die Wahrheit erfährt? Tue-la? oder Tue-le! oder Tue-les? Das ist die Frage.

Der Ehemann ist ein guter Bürger und guter Freund, die Frau war blos das edle unschuldige Opfer eines Gewaltakts und trägt, wie Hamlet, „des Kummers Kleid und Zier“ nicht blos zum Schein; das Mädchen endlich macht die Freude und das Glück des entweihten häuslichen Herdes aus. Die Antwort kann nur Tue-le! lauten. Aber auch der falsche Freund ist ein im Grunde braver Mensch, der nur im Zustande der Betrunkenheit seine Ehre einmal verleugnen konnte. Wird sich also der gutmüthige Ehemann rächen und wie wird er es thun? Er erfährt richtig die Wahrheit, und was geschieht? Wie ein Blitz aus heiterm Himmel wird der Hausfreund vom Schlagfluß getroffen und stirbt. Es kann nichts Einfacheres und Bequemeres geben. Fragen wir aber, womit der Autor seine vier Akte gefüllt hat bis zur Schürzung und zum plötzlichen Durchschnitt des Conflikts, so sehen wir, daß beinahe alle vier Aufzüge bloße Vorbereitungen sind und daß das Drama erst in der letzten Scene beginnt. Und von welcher Art sind diese Vorbereitungen! In mäandrischen Schlangenlinien geht es zum Ziel. Davyl erweckt Sympathien in uns für Personen, welche im folgenden Akt wesentlich anders erscheinen. Alles löst sich in Episoden auf, und die beste Scene des Stücks, die Liebesscene zwischen Julien und Laura, ist auch die überflüssigste. Und nun gar erst der zweite Akt, worin Julien von der letztwilligen Verfügung seiner Mutter erfährt, dient blos dazu, die ebenso lächerliche als unnöthige Nebenfigur eines trotz aller Bantingkur korpulenten Gentleman rider aus der Provinz vorzuführen, welcher in seidener Jockey-Montur durch die Bretagne und das Stück des Herrn Davyl spaziert! Das Talent des Autors verräth sich nur in dem stimmungsvollen ersten Aufzug, in der schon erwähnten Liebesscene und in dem Monolog Guibert's am Schlusse, wo er mit sich selber kämpft. Dies ist aber nicht genug, um das Stück über Wasser zu halten, so fleißig und sorgfältig es auch namentlich im Dialog, ausgearbeitet ist. In dieser Hinsicht verdient Davyl alles Lob; es geht ein gewisser vornehmer Zug durch sein Drama, welcher mit der oberflächlichen Mache der meisten Pariser Theaterfabrikwaaren contrastirt. Sogar Anläufe zu sorgfältigerer Charakterzeichnung finden sich, und zwei — unbegreiflicherweise von der französischen Tageskritik als affektirt und unnöthig abgefertigte — kurze Apostrophen an das Meer erinnerten mich an eine analoge Stelle aus „Maria Magdalena“, wo sich der gedrückte trübe Horizont des bürgerlichen Trauerspiels plötzlich zu erweitern scheint und die Perspektive auf die freie Unbegrenztheit des Oceans eröffnet. In den Vieux Amis ist übrigens der Horizont nicht so sehr beschränkt. Wir haben weniger an der Scholle klebende Bauernseelen vor uns, als unabhängige Seemannsnaturen. Auch macht sich fortwährend in bezeichnender Weise Paris und sein Einfluß geltend. Berauscht vom modernen Babel vollbrachte der ehrliche Seemann seine Schandthat; Paris ist für Frau Guibert der Raum für all ihr Elend und ihre Schuld; Paris ist das verlorene und ersehnte Paradies der abscheulichen Laura und um Paris zerstört sie das Glück des Hauses Guibert. „Les vieux

Amis" lehrt so gut, daß alles Unheil Frankreichs von Paris kommt und predigt so laut Decentralisation, als Alphonse Daudet's Preisroman: Fromont jeune et Risler aîné. Und wie dieser mit einem halb versteckten Fluch auf die Weltstadt schließt, welche das Land vergiftet, so tönt es auch aus dem Gewissenskampf von Duhaux, wie der vorwurfsvolle Schrei des alten Planus: Ah! Coquine . . . coquine! . . .

Für die Einfuhr von „Vieux Amis" nach Deutschland liegt kein Bedürfniß vor, denn der Bühnenerfolg wäre zum mindesten zweifelhaft; auch machen wir bei uns derlei Stücke selbst ebenso gut oder ebenso schlecht, wie man will.

VIII. Le Prix Martin von Em. Augier und Eug. Labiche.

Das edle Trifolium Mann, Frau und Freund ist wieder beisammen. Der Gatte heißt Martin und der Hausfreund Montgommier. Wenn der Vorhang aufgeht, sitzen sie einträchtig am Spieltisch, als wäre Alles in schönster Ordnung.

Martin. An wem ist es?
Montgommier. An Dir!
Martin. Wie schön ist doch das Kartenspiel!
Montgommier. Fesselnd und doch nicht angreifend.
Martin. Dabei kann man plaudern, einhalten und wieder anfangen. Es ist wie ein eigener Wagen. Mit unsern Karten in der Hand tödten wir durchschnittlich drei Stunden täglich auf die angenehmste Weise von der Welt.
Montgommier. Ja, aber das macht Deine Frau brummen.
Martin. Meinetwegen. Wenn ich Alles lassen sollte, was sie brummig macht, so könnte ich am Ende gar nichts mehr thun. Sie ist tugendhaft wie ein Dragoner. Ja, das muß man ihr lassen, ein wohrer Dragoner! Nun, auf mein Wort, es gibt Tage, wo ich die betrogenen Ehemänner beneide: ach, jene werden gehätschelt! . . . Du hast Recht gehabt, Junggeselle zu bleiben.

Die Situation ist hier ganz dieselbe wie in Davyl's Vieux Amis, und beide bilden den Gegensatz zu dem bekannten Supplice d'une femme, wo eine Frau nicht mehr ihren Geliebten, sondern ihren Gemahl zu lieben beginnt. In den beiden neuesten Produkten von Davyl und Augier-Labiche hat nun der Geliebte diese Rolle einer Wetterfahne in amore übernommen: Duchoux und Montgommier lieben nicht mehr die Frau, sondern den betrogenen Freund. Der Unterschied liegt nur darin, daß Frau Guilbert unschuldig ist und ihr Herz niemals dem Hausfreund geschenkt hat, während Madame Loisa Martin in Augiers toller Posse mit dem Generalstabshauptmann Montgommier seit Jahren ein regelrechtes Verhältniß unterhält. Sie liebte ihn vom Augenblick an, wo er sich einmal für sie duellirte; ihre zärtlichen Gefühle nahmen mit der Zeit nur noch mehr zu und wie bei Phädra:

C'est Vénus tout entière à sa proie attachée.

Aber Montgommier findet, sein Freund sei doch zu gut, um von ihm betrogen zu werden; die tägliche Bésigue-Parthie ist ihm, wie Martin, zum Bedürfniß geworden, und er zieht sie sogar der einst innig geliebten Loisa vor. Vergeblich plant diese seit einiger Zeit zärtliche Rendezvous: Montgommier weiß tausend Ausreden und fehlt bei jedem Stelldichein. Loisa ahnt, daß der Hauptmann ihrer überdrüssig geworden und stellt ihn bei der ersten Gelegenheit zur Rede. Umsonst versucht Montgommier sich in den Augen Loisa's zu depoetisiren: er gesteht ihr, daß er seine ergrauten Haare schwarz färbe, dichtet sich ein ganzes Arsenal falscher Zähne an. Verlorne Liebesmühe; Loisa findet das reizend. Als nun gar Montpommier sich ein Herz faßt und ihr rund heraus erklärt, er halte es für schmählich, den guten Martin, der ihn vor Jahren vor dem Bankerott errettet, noch ferner zu betrügen, da fingirt Loisa einen Verzichtungsversuch, wovon ihr Geliebter sie natürlich sofort abhält mit dem Versprechen, wieder ganz der ihrige sein zu wollen. Aber er hat im Sinne, es zu halten.

In diese eheliche Incorrektheit drängt sich ein Vierter. Es ist Hernandez Martinez, ein Sohn der Wildniß. In den Pampas Südamerika's ist dieser Vetter Martins zu Hause, und eine indianische Königin soll sein Ehegespons sein. Er spielt auch in der That eine wahre Urwaldfigur. Sein Gesicht ist krebsroth, sein Lockenhaupt rabenschwarz; die Augen rollen furchterweckend, und tritt die colossale Gestalt in ein Zimmer, so zittern alle Wände, Möbel und Menschen. Sein gelber Rock, seine rothe Weste und grasgrüne Cravatten erhöhen nur noch den befremdlichen Eindruck, den dieser Marionettenteufel auf den normalen Mittel-

europäer ausüben muß. Er lebt übrigens in Paris auf ziemlich civilisirte Weise und hat bisher seiner Verwandtschaft keine Unehre gemacht; man acceptirt ihn eben überall als fremdländische Ausnahme und legt an seine Excentricitäten nicht den Maßstab des berüchtigten gesunden Menschenverstandes. Er muß übrigens während seines Pariser Aufenthaltes bedeutende Kulturfortschritte gemacht haben, denn er spekulirt mit Leidenschaft auf der Börse und gründet mit Verständniß, — Tugenden die er in den Pampas noch nicht geübt haben dürfte. Hernandez ist das Verhängniß des Hauses Martin, das ist vorauszusehen; so fällt denn auch ihm die Rolle zu, dem betrogenen Ehemann die Augen zu öffnen, und zwar thut er dies wider Willen, als er eines Tages mit seinem Vetter gemüthlich plaudert.

Martin. Sage mir einmal, das ist Dir doch nicht unangenehm, daß ich Dich duze.

Hernandez. Durchaus nicht. Warum?

Martin. Es gibt Könige, die es nicht gern haben.

Hernandez. Aristokraten! Aber ich bin nicht stolz und habe vorhin sogar mit Deinem Bedienten geplaudert. — —

Martin. Wo hast Du gestern dinirt?

Hernandez. Im Restaurant mit jungen Leuten — von einem gewissen Alter. Ich habe mich gelangweilt, denn sie haben einfältige Geschichten erzählt.

Martin. Von Frauen?

Hernandez. Nein, von Ehemännern.

Martin. Es gibt komische.

Hernandez. Sie lachten Alle wie toll. Ich nicht, denn ich glaube, sie wollten mir einen Bären aufbinden.

Martin. Dir? Unmöglich!

Hernandez. Urtheile selbst, wir werden ja dann sehen. Es scheint, daß Einer von ihren Freunden die Frau eines Andern liebt. Wenn er nun seiner Schönen ein Rendezvous geben will, so macht er mit Kreide einen Strich auf den Rücken des Gemahls. Ein Querstrich heißt: Ich komme.

Martin. O, wie dumm!

Hernandez. Und wenn er das Stelldichein nicht einhalten kann, dann zieht er einen Strich der Länge nach und das heißt: Ich komme nicht.

Martin. Aber das ist unmöglich; der Mann müßte es ja merken. Versuche einmal, ob Du mir einen Strich auf den Rücken machen kannst. (Er wendet, sich und zeigt einen senkrechten Strich auf dem Rücken).

Hernandez. Caramba!

Martin. Versuch's!

Hernandez. Du hast ihn schon!

Martin. Ich? . . . (Geht zum Kamin und betrachtet sich im Spiegel). Wirklich, ja!

Hernandez (beiseit). Ob zufällig?

Martin. Wo Teufel war ich nur? (Er klingelt). Ich spielte doch nicht Billard. . .

Pionceur, Bedienter (tritt auf). Sie haben gerufen?

Martin (den Rücken zuwendend). Ja, bürste mich.

Pionceur. Schon wieder einen Kreidestrich auf dem Rock! O, das ist zu stark! Seit einiger Zeit alle Tage.

Martin. Alle Tage!

Pionceur (mit horizontaler Handbewegung). So war es früher.

Hernandez. „Ich komme!"

Pionceur (w. o. vertikal). Und jetzt ist es so.

Hernandez. „Ich komme nicht!"

Die stereotype Frage, wird sich der betrogene Ehemann rächen, ist diesmal nicht so leicht zu beantworten. Martin ist gutmüthig und Montgommier sein Freund und die Verkörperung der täglichen Bésigue-Parthie, ohne welche Beide nicht mehr leben können und vor welcher sogar Madame Martin verschwindet oder wenigstens in den Hintergrund tritt. Wenn es auf Martin ankäme, so würde er schließlich gute Miene zum bösen Spiel machen — gerade des Spiels wegen — und dem falschen Freunde verzeihen. Aber der furchtbare Brasilianer weiß ihn in Hitze zu bringen und zur Rache zu überreden, was ihm um so besser gelingt, als kurz darauf Montgommier wieder eintritt, das Verschwinden des Kreidestrichs bemerkt und einen neuen auf den Rock seines Freundes zeichnet. Martin bemerkt es und sinkt, entsetzt über so schwarzen Undank, ohnmächtig in die Arme des Vetters. Nun willigt er in Alles, was der racheschnaubende Wilde von seiner ehemännlichen Entrüstung verlangt und sinnt auf eine Strafe, gegen welche Diejenige des Sieur de Vergy, der seiner Frau das Herz ihres geliebten Troubadours zu essen gab, blos ein schlechter Wirthshauswitz sein soll. Der Hochzeitsbesuch eines jüngst vermählten jungen Pärchens liefert den Plan. Ich finde diese

Scene zwischen Edmond und Mathilde Bartavelle einer= und Familie Martin andererseits ganz allerliebst und der Mittheilung werth.

Edmond (mit Mathilde auftretend). Madame . . . Meine Herren! . . . Erlauben Sie mir Ihnen meine Frau vorzustellen. (Complimente. Man nimmt Platz).

Loisa. Sie machen bereits Ihre Besuche?

Mathilde. Ach, mein Gott, ja! Mama sagte zu mir: Ihr müßt euch dieser Last gleich entledigen.

Edmond. Um so eher, als wir heute Abend verreisen. Ich habe eine Schachtel voll Visitenkarten mitgenommen mit P. P. C. darauf Pour prendre congé . . .

Loisa. Und wenn Sie jemand nicht zu Hause antreffen, so sagen Sie: Einer weniger!

Mathilde. Schon wieder etwas gewonnen!

Edmond (hustet, um seine Frau zu warnen; dann laut, verbindlich). O, wir sagen dies nicht überall.

Mathilde. Aber fast überall.

Martin (beiseit). Sie ist reizend! Das reine Kind noch! (Laut). Und wo werden Sie Ihre Honigmonate verleben?

Edmond. In der Schweiz. Eben habe ich ein Reisebuch gekauft.

Mathilde (winkt ihm verstohlen mit dem Mouchoir).

Montgommier (beiseit). Aha, das Zeichen zum Fortgehn!

Loisa. Welchen Theil der Schweiz haben Sie im Sinn zu besuchen?

Mathilde. O, ich weiß nicht. Sie müssen dies Edmond fragen.

Edmond. Wir betreten die Schweiz in Genf; dann Chamounix und endlich das Berner Oberland. Namentlich möchte ich Fräulein . . . (Man lacht. Er verbessert sich:) Madame Bartavelle den Aarfall bei Handeck zeigen.

Loisa. Ist das so sehenswerth?

Edmond. Es ist das, was man „das schöne Entsetzen" nennt. Stellen Sie sich steile Felsen vor . . . nein, ich lese Ihnen lieber die Beschreibung. (Er öffnet sein Buch. Mathilde winkt.)

Martin. Vielleicht ist Madame ein wenig pressirt.

Mathilde. O, nein! Wir haben alle Zeit!

Edmond. Ah, hier steht's! . . . Die Handeck. Das müssen Sie hören. (Lesend.) „Wenn man sich dieser weiten Einsamkeit nähert, so wird die Seele von einem Gefühl der Andacht ergriffen, man schlägt den Fußweg links ein" . . . (Mathilde winkt heftig.)

Montgommier (beiseit.) Das Taschentuch hat wahre Nervenanfälle.

Edmond (lesend). „Endlich kommt man an, welch' bewundrungswürdiges Schauspiel! O Zweifler, entblöße dein Haupt! Von der Spitze eines senkrechten Felsens, der mit Schwarztannen (pinus nigra) gekrönt ist, stürzen sich zwei aufeinanderschießende Ströme mit fürchterlichem Brausen in einen grundlosen Abgrund hinab."

Loisa. Das ist schrecklich!

Edmond. „Der Wandrer erbebt, denn der Abgrund zieht ihn an, sich beugend unter der mächtigen Hand der Natur, kniet er nieder und ruft . . . Man findet im Handeckwirthshaus Brot Käse und Kirschwasser." Aber das folgt sich nicht. Ach so, — ich habe zwei Seiten zugleich gewendet! (Mathilde winkt.)

Montgommier. Der ist ja blind! (Er zieht sein Taschentuch und winkt ebenfalls.)

Loisa. Ach! muß dieser Aarfall schön sein! (Zu Martin) Mein Lieber, warum gehen wir denn nicht auch einmal in die Schweiz?

Martin. O, die Schweiz! . . . Man kann sich das vorstellen! . . . Denke Dir den Mont-Valerien . . . nur höher . . . und du hast die Schweiz.

Loise. Ja, aber dort läuft man keine Gefahr, während an der Handeck . . .

Edmond. Ein einfacher Fehltritt genügt. Man spricht von einem Engländer der sich über seine Frau zu beklagen hatte. Er führte sie an den Aarfall und stieß sie mit seinem kleinen Finger in den Abgrund.

Loisa. Schrecklich!

Mathilde. Man fand sie erst fünf Jahre später . . .

Montgommier. Sehr verändert. (Mathilde winkt)

Loisa. Herr Edmond, Madame macht das Zeichen zum Abschied.

Mathilde. O nein, gar nicht . . . Die Fliegen belästigen mich.

Martin (für sich). Reizend, noch ein Kind!

Loisa. Wie viele Besuche bleiben Ihnen noch?

Mathilde. Fünfundzwanzig vor dem Diner.

Loisa (erhebt sich). Dann haben Sie keinen Augenblick zu verlieren.

Edmond. Da Sie es erlauben . . . (Man erhebt sich.)

Mathilde. Nach unserer Rückkehr werden wir länger bleiben.

Loise. Ich wünsche Ihnen glückliche Reise, meine Lieben.

Martin. Und nehmen Sie sich in Acht bei der Handeck.

Edmond (zu Mathilde.) Ja, wenn Du nicht artig bist, werde ich es wie jener Engländer machen.

Mathilde. O, ich fürchte Dich nicht. (Sie gehen grüßend ab.)

Man versteht, welches die Rache Martins sein wird. Er und Hernandez haben den falschen Montgommier dem Tode geweiht und werden mit ihm die nämliche Procedur beginnen, wie der oben erwähnte Engländer. Um jedes Aufsehen zu vermeiden, soll Montgommier in die Schweiz, an den Handeckfall gelockt und dort an einer einsamen Stelle in den Abgrund gestoßen werden. Er hat einen Fehltritt gethan und ist dabei verunglückt, wird es alsdann heißen.

Nach diesem gelungenen ersten Akt, folgt ein ebenso verfehlter zweiter, worin uns gezeigt werden soll, wie der Racheplan ausgeführt wurde. Montgommier hat die Einladung Martins, eine gemeinsame Schweizerreise zu unternehmen, ohne jeden Argwohn und mit aller Freude angenommen. Natürlich ist auch Hernandez als Helfershelfer von der Parthie. Wir treffen die Touristen in einem Hôtel von Chamounix in größter Aufregung. Sündenbock oder Opferlamm Montgommier ist krank geworden. Martin und Hernandez fürchten, der Kranke werde sterben oder müsse nach Paris zurückkehren; damit würde aber ihr Plan gekreuzt, dessen erstes Erforderniß ist, den Verurtheilten an die Handeck zu schaffen. Er muß also wieder gesund, wieder reisefähig werden. Zu diesem Behuf thut ihm Ruhe und Pflege noth; seine beiden Henker werden darum zu Krankenwärtern und erfüllen jede Caprice ihres Pfleglings mit derselben Bereitwilligkeit, wie man die letzten Wünsche eines Verurtheilten am Vorabend seiner Hinrichtung gewährt. Es ist urkomisch zu sehen, mit welch' erzwungener Liebenswürdigkeit Hernandez und mit welch' unterdrückter Herzlichkeit Martin den Kranken pflegt, und wie Letzterer mit seinem Eigensinn und seinen Launen den Liebesdienst erschwert. Er scheint entschlossen nach Paris zurückzukehren, so daß seine Richter auf Mittel sinnen müssen, um dies zu verhindern. Hernandez stimmt für sofortigen Tod, und man begreift nachgerade, warum er den Geliebten der Madame Martin auf die Seite schaffen möchte. Er hat sich nämlich auf dieser Reise in die noch immer schöne Frau Martin verliebt, wurde aber gleichzeitig gewahr, daß diese nicht aufgehört den ritterlichen Hauptmann zu verehren. Wenn also Montgommier beseitigt wird, so rächt sich nicht blos Martin für den Verrath, sondern sichert sich Hernandez zugleich den Weg zum Herzen der romantischen Loisa, indem er seinen Nebenbuhler wegräumt. Ein geschickter Anlaß dazu bietet sich gelegentlich einer Verordnung des Arztes, dem Kranken sechs Tropfen Laudanum einzugeben. Hernandez verzehnfacht die Portion und gießt den Trank in eine Schale, welche Montgommier leeren muß. Die Tasse wird auf den Tisch gestellt; trinkt Montgommier das Präparat, so ist es Niemandes Schuld, sondern ein Gottesurtheil. Martin jedoch schüttet heimlich den Inhalt eines Tintengeschirrs in den giftigen Trank, um seinem Freunde, den er eben noch immer liebt, so sehr er auch auf dessen Tod bedacht ist, den Genuß des abscheulichen Gebräus zu verleiden.

Während der Leser wohl bisher mit demselben Gefühl lächelnden Wohlgefallens der Handlung folgte, mit welchem ich sie hier erzählte, hat sich ohne Zweifel seine Stimmung mit dem Vergiftungsmotiv wesentlich verdüstert. Es ist ihm gerade so damit gegangen, wie den Zuschauern im Théâtre du Palais Royal. Wohl wissen wir bestimmt, daß die Vergiftung nicht stattfinden, daß Montgommier die laudanumerfüllte Medicin nicht trinken und daß Martin nicht zum Mörder wird, aber wir können uns eines unbehaglichen Gefühls nicht erwehren und zürnen den Autoren, die uns eine Posse versprachen und nun Scenen bieten, wo der Mord bis in den Vordergrund tritt und die Gemüthlichkeit aufhört. Unser Lachen wird gezwungen, das Burleske gruselig und die Stimmung zerrissen. Schon der bloße Krankheitszustand Montgommiers ist nicht just zum Lachen einladend, denn ein medicinirender und leidender Mensch, auch wenn er dabei Grimassen schneidet, ist durchaus nicht komisch. Wir können fast über ein Gefühl von Mitleid und — Furcht, also die reine tragische Katharrsis des Stagiriten, nicht hinweg kommen, und selbst ein Molière vermag uns nicht über einen Kranken — und wäre er es nur in der Einbildung — wirklich von Herzen lachen zu machen. Wahrscheinlich ist unser Gefühl in dieser Hinsicht empfindlicher geworden, und war man zu Molièr's Zeit weniger scrupulös; kurz, solch tragi-komischen Motiven gewinnen wir heute keinen rechten Geschmack mehr ab, wie schon Hebbel in Deutschland erfahren mußte und wie die Verfasser des Prix Martin in Paris einsehen lernten. Der halbe Mißerfolg dieser Posse muß einzig dem zweiten Akt, wo das Grotesk-Komische mit dem Peinlich-Tragischen verquickt

ist, zugeschrieben werden; er fällt aus dem Ton und wird und stimmt ungemüthlich. Vortrefflich, wie der erste ist der letzte dritte Akt des Stückes, der uns wieder in die freie frohe Sphäre wahrhafter Komik zurückführt.

Die Touristen sind endlich an der Handeck angekommen, denn Montgommier, der selbstverständlich die vergiftete Tinte verschmäht hat, ist wieder gesund geworden. Martin sieht ein, daß er nicht zum Verbrechen geboren ist, denn als er neben Montgommier am Rande des Abgrundes stand, da ergriff er den vom Schwindel Befallenen, um ihn — vor dem Sturze zu bewahren. Don Hernandez ist über diese unmännliche Feigheit wüthend und schwört, Rache an Beiden zu nehmen. Martin aber stellt den Ehestörer zur Rede. Er wirft ihm die — Kreidenstriche vor, beschuldigt ihn des schnödesten Verraths der heiligsten Pflichten der Freundschaft. Montgommier ist vernichtet. Sie werden sich nicht mehr duzen, eine Eismauer wird sich zwischen ihnen erheben, sie werden sich auf immerdar trennen . . . Martin will zudem ein monumentum aere perennius zum Andenken an den schnöden Verrath errichtet sehen und verfügt, daß Montgommier auf seine Kosten einen jährlichen Martin-Preis von 22500 Francs stifte für die beste Denkschrift über die „Schmach, die Frau seines Freundes zu betrügen". Trotzdem dieser jährliche Preis den Betrag seines Vermögens repräsentirt, ist Montgommier dazu bereit unter der Bedingung, daß Martin ihm verzeihe. Die beiden Freunde sind eben auf dem besten Wege, weich zu werden und sich in aller Form zu versöhnen, als der Sohn der Pampas hereinstürmt. Es kommt zur Forderung zwischen ihm und Montgommier, und die Sache soll gleich in amerikanischem Duell ausgefochten werden. Aber der gute Martin, der seinen Freund noch immer so sehr liebt, als er den Südamerikaner eigentlich haßt, will Montgommier davon zurückhalten oder wenigstens vor einem Kniff warnen, welchen Hernandez bei seinen Zweikämpfen immer angewendet hat. Umsonst, der tapfere Stabshauptmann ist nicht abzuschrecken; die Vorbereitungen zum Duell werden getroffen, Hernandez, dessen Kniff derselbe ist, den die Schotten im Macbeth mit so viel Erfolg anwandten, tritt mit einem zweiten Wald von Dunsinan drapirt auf. Die romantische Loisa erblickt ihn, wie er so als wandelnder Busch den geladenen Karabiner in der Hand, ein Bild achilleischen Muthes und odysseischer Klugheit, zum Kampf auf Leben und Tod schreitet. Längst hat sich eine seltsame Wandlung in ihrem vielliebenden Herzen vollzogen: auf dieser Reise lernte sie die guten Eigenschaften des athletischen Wilden immer mehr kennen, und seine heldenhafte Galanterie, womit er ihr z. B. die Alpenrosen von den halsbrecherischsten Abgründen pflückte, erregte schließlich ihre schwärmerische Bewunderung. Aber auch die Bewunderung ist die Mutter der Liebe, wie Desdemona's Beispiel lehrt. Je mehr nun Hernandez in ihren Augen an Werth gewann, umsomehr schrumpfte ihr bisheriges Liebesideal zur kläglichen Karikatur zusammen, und Montgommier mit seiner läppischen Freundschaft für den Ehemann wurde durch den wilden Vetter verdrängt. Als jetzt gar Don Hernandez als leibhaftiger Held im Streite vor ihr erscheint, als sie erfährt, daß ihr Mann Alles weiß und Rache schnaubt, als ihr endlich der heroische Mensch trotz seiner königlichen Gemahlin seinen Thron in den Pampas und seine Hand anbietet, — da wirft sie sich in seine Arme und verspricht, ihm bis ans Ende der Welt folgen zu wollen. Die zärtliche Gruppe wird durch den ebenfalls bewaffneten Montgommier und Martin gestört, welch Letzterer rasch des Amerikaners beiseit gelegte Flinte ergreift. Zwischen den zwei Gewehrläufen gibt sich Don Hernandez gefangen; er ist bereit, jede Bedingung zu erfüllen, die der rächende, zweimal betrogene Ehemann stellen könnte. Er muß sein Ehrenwort geben, daß er „Diejenige, die Frau Martin war" sogleich mit sich in die Pampas der neuen Welt entführen will. Er willigt mit Freuden ein, und man läßt ihn und Loisa laufen. „Ich glaube", sagt der philosophische Martin, „wenn alle Ehemänner so handelten, würde man weniger Skandale in den Familien sehen." Aber jetzt ist er allein, denn auch sein einziger Freund muß sich zum Fortgehn, zum herben Abschied bequemen.

Martin. Nun, sehen Sie, dies ist die Frau, welcher Sie Ihre Freundschaft geopfert haben.
Montgommier. Welche Lehre! Ich war jung, ich war schön, ich gehörte zum Generalstab.
Martin. Der Generalstab ist keine Entschuldignng. Nun sind wir Wittwer.
Montgommier. Das ist noch das kleinste Uebel.
Martin. Ich sage „wir", weil Ihnen jetzt dasselbe begegnet ist, wie mir. Das freut mich. Was ich war, sind Sie jetzt.

Montgommier. Ich bin es sogar mehr als Sie. Es ist frischer.

Martin (lächelnd für sich). Es ist wahr, er hat Geist! (Laut ernst). Wir haben einander nichts mehr zu sagen. Adieu, mein Herr!

Montgommier. Unerbittlich!

Martin. Die Ehre will's.

Montgommier. Wenn jedoch eines Tages der Himmel wollte, daß Sie krank würden? ...

Martin. Nun?

Montgommier. Wäre es mir erlaubt, an Ihrem Lager zu wachen?

Martin. Ich habe meinen Bedienten.

Montgommier. Ein gemietheter Sklave! ... Ich werde niemals vergessen, mit wie viel Hingebung Sie mich in Chammounix pflegten.

Martin (lebhaft). Sprechen wir nicht davon! (Beiseit). Das Laudanum! (Geht langsam nach zum Tisch).

Montgommier. Bevor wir uns trennen, gewähren Sie mir eine letzte Gunst.

Martin. Welche?

Montgommier. Ich habe dies Serviettenband für Sie gekauft; nehmen Sie es an als ein Andenken.

Martin. (Zieht nach einem kurzen Kampf eine Tabaksdose aus seiner Tasche und nimmt eine Priese). Es sei, aber da ich Ihnen nichts schuldig sein will, — nehmen Sie meine Dose. (Er legt sie auf den Tisch).

Montgommier. O, ich danke. (Er küßt sie). Sie wird mich nie mehr verlassen.

Martin. Kürzen wir diese herzzerreißende Scene ab. Adieu für immer!

Montgommier (sich entfernend). Für immer! ... Können wir uns schreiben?

Martin. Versteht sich.

Montgommier. Traurige Ehre!

Martin. Traurige Ehre! (Er ergreift mechanisch ein Kartenspiel und setzt sich an den Tisch). Wenn ich denke, daß sich dieser Mann eines Tages für mich geschlagen hat, daß er sein Blut wagte!

Montgommier (sich dem Tische nähernd). Sie haben mich auch aus der Geldnoth gerettet. (Setzt sich Martin gegenüber).

Martin. Sprechen wir nicht mehr davon. (Mechanisch). Heben Sie ab!

Montgommier (thut es). O, ich werde es nie vergessen! ich kann unbesonnen gewesen sein, leichtsinnig sogar ... aber ich bin kein Undankbarer. Man hat mir nie vorwerfen können, daß ich je undankbar gewesen bin.

Martin (die Karten vertheilend). Es ist wahr ... Sie haben andere Fehler.

Montgommier (sein Spiel angebend). Sechzig Damen.

Martin (stutzend). Schon wieder!

Montgommier (lebhaft). Nein, nein! ich markire sie nicht.

Martin (beiseite). Seine Reue beginnt. Die Lection hat gefruchtet!

Mit dieser prächtigen Scene endet das geistvolle und witzige Stück, das in Paris entschieden besser gefallen hätte, wenn der zweite Akt ganz gestrichen worden wäre und die Schauspieler weniger chargirt hätten; freilich ist gerade der zweite Akt blos durch das derbe Spiel des Komiker-Dreiblatts Brasseur, Geoffroy und Gil-Perez gerettet worden. Den ersten und dritten Aufzug zähle ich zum Besten, was man in der Posse seit manchen Jahren geleistet hat. Den leichte und graziösen Ton darin hat man wohl Eugène Labiche zu verdanken, während die stellenweise geradezu geniale Komik einiger Scenen und die Pointe der Conception auf den Autor des „Giboyer", Emile Augier, schließen lassen. Es geht in der That ein Zug echtesten Humors durch diese ausgelassene Posse, welcher auf ein tieferes und freieres Talent hinweist. Man erkennt leicht, daß es sich da um nichts Geringeres handelt, als um eine Parodie der Ehebruchsstücke, wie sie heutzutage im Schwang sind. In diesem Geist ist die köstliche Scene geschrieben, wo Montgommier sich seiner Geliebten verleiden will und diese eine Vergiftung fingirt; ferner die unmögliche Art ihrer Correspondenz — wörtlich — hinterm Rücken des Ehemanns und das barocke Zweikampfs-Motiv, welches die Duellsucht der französischen Komödienhelden lächerlich machen soll. Die Manie des jüngeren Dumas, der fast in allen seinen Stücken wenigstens einen Pistolenkasten zeigt oder eine Forderungsscene bietet, wenn es nicht wirklich auf oder hinter der Scene zum Schuß kommt, ist durch den als ein Busch hinter Büschen knallenden Don Hernandez ad absurdum geführt. Welch' feiner Witz liegt in der Harmonie des einleitenden und ausklingenden Akkords. Nachdem Bruch und Mordlust die Freunde eine Weile getrennt hielt und die Ehre jede fernere Gemeinschaft unmöglich zu machen schien, treibt ein magischer Zug die Beiden unwiderstehlich an den versöhnenden Spieltisch. Nicht die Freundschaft feiert hier einen Triumph: es handelt sich um einen Sieg der Gewohnheit.

Prix Martin ist Davyl's Vieux Amis, ins Komische übersetzt, womit er besonders den

Ausgangspunkt gemein hat, das Kartenspiel von Mann und Freund, welches die Strafe der Verführer zu sein scheint. Kaum ist es glaublich, daß der „Martin-Preis" den „Alten Freunden" voranging, noch weniger, daß Davyl nach seiner Bekanntschaft mit dem Schwank von Augier und Labiche nicht sein überflüssiges Schauspiel zurückzog. Beide Stücke ferner haben als Ehebruchsdramen naturgemäße Aehnlichkeit mit einer anderen Novität, mit der Etrangère. Aber welch' Unterschied ist zwischen diesen drei Variationen desselben Themas! Alle drei Verfasser zeigen uns eine Wolke am ehelichen Himmel. „Eine Pulverwolke," docirt Dumas, — „da hilft nur Pulver und Blei". — „Eine Wetterwolke", meint Davyl, — „der Blitz wird den Schuldigen treffen, und das Gewitter verzieht sich". — „Bah, eine Staubwolke", sagen Augier und Labiche, — „man drückt ein Auge zu und lacht, wenn es vorüber ist". Wer hat Recht?

Kritische Rundblicke.

„Faust“ in Weimar.

Der zur Säkularfeier der Ankunft Göthe's in Weimar auf dem dortigen Hoftheater stattgefundene Dramencyklus wurde am 6. und 7. Mai mit der Darstellung der beiden Theile des „Faust“ beschlossen. Längere Zeit vorher war bereits in den bedeutendsten Zeitungen angekündigt worden, daß diese Vorstellungen auf einer mittelalterlichen Bühne vor sich gehen würden, und fühlte sich hierdurch Mancher bewogen, als Zeit und Stunde gekommen, sein Ränzel zu schnüren und nach der „Stadt der Todten“ seine Wallfahrt anzutreten. —

Wem in unsrer wunderlichen Zeit die Pietät abhanden gekommen sein sollte oder dem, der sich überhaupt keinen Begriff von ihr machen kann, rathe ich nach Weimar zu gehen, — dort kann er dies seltene Ding in voller Reinheit wiederfinden. — Weimar lebt in seiner Tradition. Die Zeiten, wo hier ein hochsinniger Fürst die „Prinzen aus Genieland“ um sich versammelte und sich hierdurch einen Hofstaat schuf, wie es in der Welt keinen zweiten gab, sind nicht verronnen, vergessen — sie leben fort in der dankbarsten Erinnerung der Bewohner und finden ihren öffentlichen Ausdruck bei Gelegenheiten wie die heutige. —

Ein zahlreiches, hauptsächlich aus Fremden bestehendes Publikum hatte sich zu den Vorstellungen eingefunden, welche man in ihrer Einrichtung als Muster glaubte betrachten zu können. —

Nach dem „Vorspiel auf dem Theater“ wurde der sonst dicht an der Rampe niederhängende Zeugvorhang zurückgezogen und der „Prolog im Himmel“ begann.

Diese merkwürdige Scene muß vor Allem genau geschildert werden, denn die hier getroffene Einrichtung war die an beiden Abenden vorherrschende, die Mysterienbühne.

Um die Mysterien, sowie die Art und Weise ihrer Darstellung in der älteren Zeit dem Leser in das Gedächtniß zurückzurufen, will ich einige Sätze aus Eduards Devrient's berühmter „Geschichte der deutschen Schauspielkunst“ citiren, derselbe schreibt u. a.: „Am hellen Tage, unter freiem Himmel, auf einem offenen Gerüste, das nur für das festliche Vorhaben aufgerichtet war, wurden die Mysterien aufgeführt. Oft dauerten sie ganze Tage und wenn nicht eintretender Regen das Spiel unterbrach, so geschah es nur durch die Pausen, welche die Mahlzeiten nöthig machten. Meistentheils aber fanden die Aufführungen in den Nachmittagsstunden statt und da diese für die Länge der Stücke nicht ausreichten, so wurden sie in die Hauptepochen der darzustellenden Geschichte zerlegt und an zwei oder mehreren Tagen nacheinander aufgeführt. Diese Abtheilungen hießen dann „Tagewerke“ und stiegen sogar bis auf fünf. —

„Indessen war man auch längst darauf gekommen, das Nebeneinander der einzelnen Scenen durch ein Uebereinander zu ersetzen. Himmel und Hölle, die fast immer vorkamen, wurden dadurch schon anschaulicher gemacht, auch waren die übereinander gebauten Scenen besser zu übersehen.“ —

So zeigte denn auch die Weimarer Bühne zu gleicher Erde im Mittelgrunde das Höllenthor, rechts und links zwei breite Treppen zum ersten Stockwerk emporführend, auf welchem links die Erde angedeutet war, darüber in höchster Höhe der Himmel. Nachdem der Gesang der drei Erzengel verklungen, verhüllen Wolken die Dekoration. Aus dem Höllenthor steigt Mephistopheles und schreitet zu dem sich von Neuem öffnenden Himmel hinauf. In demselben erscheint der Erzengel Michael in flammender Rüstung und geht, die Stelle des Herrn vertretend, mit Mephistopheles den bekannten Vertrag ein. Der Himmel schließt sich und

Mephistopheles steigt wieder in das Höllenthor hinab. —

Dieser Aufbau war mit wechselnder Dekoration an beiden Abenden beibehalten und nur bei Faust's Studirzimmer, der Hexenküche und der Scene im Gebirge nicht zur Anwendung gebracht worden. — In diesem die Bühne noch enger begrenzenden Rahmen spielten sich in einer Decoration die ganzen Scenen mit Gretchen und Marthe ab und zwar so, daß man in der getheilten Bühne Kirche, Straße, Brunnen, Gretchens sowie der Nachbarin Haus und den Garten vor Augen hatte und durch das Fallen einer Wand Einblick in Gretchens Zimmer erhielt. Diese Einförmigkeit machte mit der Zeit den übelsten Eindruck und bewies, daß die Poesie auf der mittelalterlichen Bühne sich nicht heimisch fühlen kann. Die scheinbar in ewigem Kreisgang gebannten Personen bekamen etwas Puppenhaftes, zudem die ganze Liebesgeschichte ohne Pause oder Wechsel der Dekoration bis zum Schluß der Gartenscene sich mit der curiosesten Hast abspielte. Kaum sollte etwas geschehen, war es bereits geschehen und der Zuschauer mußte die gewohnte Anschauungsweise dem fremden Princip der mittelalterlichen Bühne ohne Gnade opfern. —

Indem ich diesen Tadel ausspreche, stelle ich mich jedoch durchaus nicht etwa auf die Seite derjenigen, welche eine derartige neueingeführte Einrichtung von vornherein abweisen, ohne das Nützliche derselben in gewissen Fällen anzuerkennen. Ich kann mich nicht erinnern, ein besser construirtes und ausgeführtes Bild auf dem Theater gesehen zu haben, als den durch die mittelalterliche Bühne in dieser Weise ermöglichten Spaziergang. Das war wahrhaftes, dramatisches Leben; in Entwickeln, Sichgestalten und Culminiren wie es seines gleichen suchen dürfte. Ebenso ermöglichte dieser Bühnenaufbau die fast vollständige Wiedergabe des zweiten Theiles und trat in demselben der verschiedenartigsten Aufzüge wegen völlig in seine Rechte. —

Nur die Liebesgeschichte des ersten Theiles hätte nicht darunter leiden und vornehmlich nicht auf Kosten der mittelalterlichen Bühne die Erscheinung Gretchens an ihrer Poesie verlieren dürfen.

Hier hat Devrient einen unverantwortlichen Gewaltakt an der Dichtung begangen, indem er sie in die pedantische Dekorationsschablone hineinzuzwängen suchte. Man höre nur:

Bei Goethe flüchtet sich Faust nach der Gartenscene mit Gretchen in die tiefe Einsamkeit des Gebirges, um hier die Begier nach ihrem süßen Leib zu überwinden. Erst sein böser Dämon treibt ihn wieder zu Gretchen zurück; es folgt die Scene am Spinnrad in Gretchens Stube — und das Religionsgespräch, das mit der verhängnißvollen Uebergabe des Fläschchens endigt. Hier muß ein Zwischenakt eintreten, denn jetzt vollzieht sich Gretchens Sündenfall und die Scene am Brunnen, die nun folgt, zeigt uns die Aermste bereits in Schuld verstrickt.

Statt dessen folgt bei Devrient unmittelbar auf das Religionsgespräch sofort die Unterhaltung zwischen Gretchen und Lieschen und die Worte:

„. . . Und bin nun selbst der Sünde bloß,
Doch Alles, was dazu mich trieb,
Gott! war so gut! ach war so lieb!"

Worte, die nur im Munde der Gefallenen einen Sinn haben, werden von der noch thatsächlich Schuldlosen gesprochen und sind daher geradezu unverständlich! Denn sinnlos wäre es, die Annahme des Fläschchens schon als Gretchens Schuld zu betrachten, da sie ja nun noch umkehren kann und nach einem solchen Gespräch auch wahrscheinlich umgekehrt wäre ..... Nach der Brunnenscene folgt nun bei Devrient eine Verwandlung und erst hier ist die Scene im Gebirge eingeschoben, eine Scene, welche an dieser Stelle nur störend die Entwickelung der Gretchentragödie unterbricht, während sie, an den rechten Ort gestellt, von hoher Bedeutung ist. Diese Scenenfolge läßt über den Fall Gretchens die unbehaglichsten Betrachtungen entstehen, ihre ganze Gestalt wird entadelt und entweiht.*)

Der Tod Valentins dagegen, der auf der Treppe erstochen wird, war wieder von der ergreifendsten Wirkung.

Der fünfte Akt wurde mit der Walpurgisnacht eröffnet und bot den vollkommensten Hexensabbath. Am Schluß des wilden, wüsten Spuks erhob sich der Rabenstein von verworrenen Gestalten umkreist, das Schicksal Gretchens verkündend. Die darauf folgende Kerkerscene bot nichts Neues. —

Der zweite Theil wurde in der prächtigsten Ausstattung vorgeführt. Ueberhaupt war das

*) Wir stimmen hierin auf's innigste mit unserem geschätzten Berichterstatter überein. Bei aller Anerkennung der sonstigen Verdienste Otto Devrients erscheint uns denn doch seine Behandlung der Gretchenscenen als die mörderischste Verstümmelung, die je an einer edlen Dichtung verübt worden ist.

D. Red.

Wort des Theaterdirektors „besonders aber laßt genug geschehen" — in seiner vollsten Ausdehnung zur Anwendung gebracht worden. Der Mummenschanz und die klassische Walpurgisnacht, welche in der Wollheim'schen älteren Bearbeitung gestrichen sind, waren beibehalten und trugen wesentlich zum Eindruck des Ganzen bei. Vortrefflich war die Beschwörung des Paris und der Helena. In der klassischen Walpurgisnacht lebte und webte es von den verschiedenartigsten altheidnischen Gespenstern: Sphinxe, Nymphen und Sirenen, der alte Nereus, Proteus und Chiron — Alles erschien in wechselnder Bewegung, bis Mephistopheles in die unheimliche Höhle der Phorkyoden eindringt — „Zwitschernd pfeifende Fledermausvampyre" — Entsetzliche Klassicität! — Wohlgelungen waren die Scenen vor dem Palaste der Helena, in Fausts Zauberburg und der Tod Euphorions. Leider blieb bei der letzteren Handlung jedoch die Wirklichkeit immer noch hinter der Phantasie zurück. Darzustellen ist es kaum — wird es dargestellt, so muß das Annähernde schon Lob verdienen.

Während der Darstellung empfand man das berechtigte Gefühl, daß das klassische Alterthum mit der Romantik vermählt, keine lebensfähigen Sprossen treiben könne. Das war genügend. —

Der vierte Akt wurde mit verschiedenen Strichen, der fünfte fast unverkürzt gegeben, letzterer wurde durch die beschworenen Teufel, welche in der groteskesten Weise die Seele des Faust erhaschen wollten, etwas beeinträchtigt, während die Verklärung, so unzureichend sie überhaupt dargestellt werden kann, doch einen gewissen Schimmer hatte. Chorus mysticus mit seinem

„Das Unbeschreibliche,
Hier ist es gethan —"

liefert den Kommentar. —

Die geschilderte Einrichtung, getreu der alten Ueberlieferung in zwei „Tagewerken" vorgeführt, war von Otto Devrient. Der Sohn Eduard's hat durch diese Vorstellungen, trotz der mannigfachen Unzulänglichkeiten und Eigenmächtigkeiten, dem Publikum in weitesten Kreisen den Beweis geliefert, daß er die Schwierigkeiten eines darzustellenden Werkes zu überwinden versteht und hierdurch die Hoffnung wachgerufen, durch dies selbstständige Handeln noch manches andere Stück den Brettern zu gewinnen. —

Die unermüdliche Thätigkeit dieses Künstlers, welcher als Regisseur zugleich auch die Rolle des „Mephistopheles" spielte, kann nicht rühmend genug erwähnt werden. — Die Musik des Hofkapellmeisters Lassen gehört der romantischen Richtung an und wird vom musikalischen Standpunkt aus große Verehrer finden; dadurch aber, daß sie den ganzen Faust sozusagen in ein großes Melodrama umwandelt, hat sie nicht die Hoffnung, sich für die Darstellung einbürgern zu können.

Wilhelm Bennecke.

Miscellen.

Wir erhalten folgende lesenswerthe Zuschrift:

„Gestatten Sie, daß ich zu der Skizze über Elisabetha Kulmann von Paulina Schanz (B. II, S. 390 dieser Monatshefte) eine Anmerkung mache.

Robert Schumann hat im Jahre 1851 sieben Kulmann'sche Lieder „zur Erinnerung an die Dichterin" komponirt und so einige poetische Perlen dieses Wundermädchens in das lauterste Gold der deutschen Tonmuse gefaßt. Der Komponist gab dem Liederhefte ein herzliches Begleitwort als „Widmung" mit auf den Weg. Ich hebe folgende Sätze aus in der Absicht, die Autorität des liebenswürdigen Tonmeisters zu Gunsten einer Dichterin geltend zu machen, deren ergreifende Lieder mit der Schumann'schen Musik dazu — zu den verschollenen Herrlichkeiten zu gehören scheinen. Schumann läßt sich also vernehmen: „.... Der Weisheit höchstes Lehren, in meisterhaft dichterischer Vollendung zur Aussprache gebracht, erfährt man hier aus Kindesmund, und wie ihr Leben, im stillen Dunkel, ja in tiefster Armuth hingefristet, zur reichsten Seligkeit sich entfaltet, das muß man ihren Dichtungen selbst nachlesen. Ein nur annähernd des Bild ihres Wesens können diese wenigen Lieder, aus tausenden ausgewählt, unter denen überhaupt nur wenige sich zur Komposition eignen, nicht geben. War ihr ganzes Leben Poesie, so konnten aus diesem reichen Sein nur einzelne Augenblicke ausgewählt werden. Wenn diese Lieder dazu beitrügen, die Dichterin in manche Kreise einzuführen, wo sie bis jetzt noch nicht gekannt, so wäre ihr Zweck erfüllt ...."

Schumanns Liederheft wurde als Op. 104 vor bald fünfundzwanzig Jahren bei Kistner in Leipzig publicirt. —

Neapel, Jan. 1876. **M. G. Conrad.**

*

Hironymus Lorm sagt in der Wiener Abendpost: „Das Todtschweigen, das an modernen Dichtern in deutschen und auch öfter-

reichischen Zeitungen verübt wird, hat nicht blos für die zunächst Betroffenen, sondern auch im Allgemeinen üble Folgen. Die Einbildung und Selbstüberhebung mittelmäßiger Schriftsteller wird nämlich dadurch unglaublich gesteigert. Denn jeder Dilettant der Feder denkt: „Verschweigt man die besten Namen, so wird auch der meine verschwiegen."

Epigramme.

Von Oscar Blumenthal.

Wagners „Tristan."

Zu gierig verschlang'er den Schopenhauer,
Doch ist sein Magen ein schlechter Verdauer;
Nun kommt der Tristantext dem Ohr
Wie ein philosophisches Rülpsen vor.

Ein Jupiterkopf.

„Wie ihn das Lockenhaar umwallt!
Dem Zeus vergleichbar sind die Mienen."
Dem Zeus? — Ja, Zeus in der Gestalt,
Wie er Europen einst erschienen.

Einem Sänger.

Ward dir der Lohengrin übertragen,
So rief man schon beim ersten Lied:
„Möcht' Elsa doch ihn gleich befragen,
Damit er gleich von dannen zieht!"

Ein Dramatiker.

„Ueber alle Theater gingen sie,
Die Stücke, die ich geschrieben." ...
Sie gingen über alle, gewiß!
Doch sind sie auf keinem — geblieben.

☛ Zur Nachricht. Sendungen und Zuschriften für die **Redaction der „Neuen Monatshefte"** sind an Herrn Dr. Oscar Blumenthal, Berlin S. W., 32 Hallesches Ufer zu richten.
Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig. — Druck von Giesecke & Devrient in Leipzig.
Für die Redaction verantwortlich: Ernst Julius Günther in Leipzig.



Einband-Decken

zu dem ersten und zweiten Bande der

Neuen Monatshefte für Dichtkunst und Kritik,

eleg. in Engl. Leinwand mit stilvollen Arabesken in Gold- und Schwarzdruck, reich verziert, sind zum Preise von 1 Mark 50 Pfge. durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von **Ernst Julius Günther** in **Leipzig.**

Aus dem Leben eines Taugenichts.

Novelle

von

Joseph Freiherrn von Eichendorff.

Elfte Auflage.

Miniatur-Ausgabe. Eleg. geb. in Goldschnitt Preis 3 Mark.

Verlagsbuchhandlung von **Eduard Heinrich Mayer** in **Cöln** und **Leipzig.**

[66

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Amerikanisches Skizzebüchelche

von

Georg Asmus.

Deutsche vom Verfasser selbst besorgte Original-Ausgabe.

Stereotyp-Abdruck. (Absatz in Amerika über 50,000.)

Erste Epistel in Versen. 8°. 6 Bogen brosch. 1 Mark 20 Pfg., eleg. geb. 2 Mark 40 Pfg. Zweite Epistel in Versen. 8°. 8 Bogen brosch. 1 Mark 60 Pfg., eleg. geb. 2 Mark 80 Pfg.

Aus den **vielen ausgezeichneten** Recensionen, welche bisher in Deutschland wie in Amerika erschienen, sei es uns gestattet nur zwei Stellen anzuführen:

Frankfurter Journal 1875, 21. November.

Amerikanisches Skizzebüchelche II.

Die **erste** Epistel des **amerikanischen**, aber **echt deutsch** gebliebenen Hessen hat schnell die Gunst eines weiten Leserkreises gewonnen. Die zweite Epistel muß als Ganzes von Anfang zu Ende gelesen werden, wenn wir ihren Geist ganz erkennen wollen, den **des echten Humoristen**, der uns in einem Athem ergötzt und innig bewegt. **Das Büchlein ist ein wahres Kleinod.** L. D.

Ausland 1876. Seite 176.

Bei diesem Anlasse sei es uns gestattet von einer kleinen Schrift Notiz zu nehmen, die wegen ihrer poetischen Form allerdings nicht in den Rahmen unseres Blattes fällt; wir meinen **Georg Asmus „Amerikanisches Skizzenbüchelche“. Zweite** Epistel in Versen. Cöln und Leipzig, E. H. Mayer. 1876. 8°, welche mit **geradezu köstlichem Humor** die amerikanischen Verhältnisse schildert. **Der poetische Werth** des „Skizzebüchelche“ ist **längst unbestritten,** wir möchten unserseits nur noch beifügen, daß wir selten **wahrere Zeichnungen des amerikanischen Lebens** gelesen habe.

Illustrirtes

Musik- und Theater-Journal.

Chef-Redacteur: **Otto Reinsdorf.**

Jeden Mittwoch erscheint eine Nummer von $1\frac{1}{2}$—2 Bogen.

Inhalt: Leitartikel. — Abhandlungen über interessante Themata. — Concert- und Theater-Recensionen. — Correspondenzen aus allen bedeutenden Städten der Welt. — Besprechungen der musikalischen und dramaturgischen Novitäten. — Gedichte zum Componiren. — Romane und Novellen aus dem Kunstleben. — Kunstnachrichten.

Illustrationen: Portraits hervorragender Componisten, Dichter, reproducirender Künstler, Pädagogen ꝛc. — Costümebilder. — Scenen aus Opern und Schauspielen. — Neue Theatergebäude ꝛc.

Originalbeiträge von den namhaftesten Schriftstellern.

Jede Nummer bringt:

Berliner Briefe von Oscar Blumenthal.

Abonnement vierteljährlich: 3 Mark 50 Pf.

Ganzjährige Abonnenten erhalten 24 Musikhefte als Prämie gratis.

Einzelne Nummern 35 Pf.

Jede Buch- und Musikalienhandlung, sowie jedes Postamt übernimmt Abonnements.

Probenummern werden auf Verlangen gratis und franco zugeschickt.

Verlag der **K. K. Hof-Musikalienhandlung** von **Adolf Lösendorfer,** Wien, Stadt, Herrengasse, 6.

Im Verlage von **Ernst Julius Günther** in **Leipzig** erschien:

Blätter im Winde.

Von

Johannes Scherr.

Ein Band. 29 Bogen. Preis broschirt 5 Mark, elegant gebunden 7 Mark.

Inhalt:

Offenes Sendschreiben an Zachäus Zirbeldrüse. — Aus Elysion (Briefe eines Elysionärs). — Lucrezia Borgia. — Der letzte Sonnensohn. — Monsieur Thiers. — Sealsfield-Postl. — Die deutsche Dichterin.

Die Gekreuzigte

oder

Das Passionsspiel von Wildisbuch.

Von **Johannes Scherr.**

Zweite Auflage.

Preis broschirt 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Soeben erschien in meinem Verlage:

Gedichte

von

Theodor Oelsner (weil. Redacteur des Rübezahl).

Preis broch. 4 Mark. geb. in Goldschnitt 5 Mark.

Breslau, im Mai 1876.

A. Gosohorsky's Buchhandlung.
Adolf Kiepert, Hofbuchhändler.

Für Haus und Schule!

In **Julius Imme's Verlag (E. Bichteler) in Berlin, Königgrätzer Straße 30,** ist soeben erschienen und direkt, sowie durch jede Buchhandlung und Postanstalt zu beziehen:

„Allgemeine pädagogische Rundschau.“

Populär-pädagogische Zeitschrift für die Interessen des gesammten Lehrerstandes nach Innen und Außen und dessen Vertretung im Volke nebst Gratisbeilage **„Blätter für Haus und Schule“** mit Illustrationen.

Unter Mitwirkung von Autoritäten der Schule und Wissenschaft

herausgegeben von **Toselowski.**

Jährlich 24 Nummern von 2—3 Bogen. Preis vierteljährlich nur 2 Mark 25 Pfge.

„Blätter für Haus und Schule“

mit Illustrationen,

welche im 1. Quartal eine höchst interessante Erzählung: **„Der Visionär“**, aus dem Norwegischen übersetzt von Emil J. Jonas, bringen, auch apart zu beziehen.

Preis vierteljährlich nur 1 Mark.

Probenummern franco und **gratis** von der Expedition, sowie durch jede Buchhandlung zu beziehen.

[47



5]

Zweiter Jahrgang. — Auflage 10,000 Exemplare.

Inhalt des soeben ausgegebenen siebenten Heftes:

I. **Julius von der Traun**, Die Aebtissin von Buchau. Novelle. I.

II. **J. von Hartmann**, Der deutsch-französische Krieg 1870 und 1871, redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Generalstabes. Erster Theil. Ein kritischer Versuch. I.

III. **Franz Dingelstedt**, Eine Faust-Trilogie. Dramaturgische Studie. I.

IV. ******** Die Lage im Orient. III. (Schluss.)

V. **L. Friedländer**, Reisen in Italien in den letzten drei Jahrhunderten.

VI. **W. Rossmann**, Ueber Schliemanns Troja.

VII. **Briefe von Schiller** an Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg über ästhetische Erziehung. In ihrem ungedruckten Urtexte herausgegeben von A. L. J. Michelsen.

VIII. **Siegfried Kapper**, Montenegro. I. II.

IX. **Erich Schmidt**, Scherer's Geschichte der deutschen Dichtung im XI. und XII. Jahrhundert.

X. **Karl Laubert**, Neuere französische Literatur.

XI. **Karl Frenzel**, Die Theater in Berlin.

XII. **Louis Ehlert**, „Tristan und Isolde" in Berlin.

XIII. **Wilhelm Oncken**, Napoleon III. am 5. und 6. Juli 1870.

XIV. Mittheilung der Kaiserl. Königl. Akademie der bildenden Künste zu Wien.

XV. Literarische Neuigkeiten.

Allgemeine Modenzeitung.

78. Jahrgang.

Jährlich 52 Nummern 2 Bogen Text

mit Beiträgen von

Eufemia Gräfin Ballestrem, Lina Freifrau von Berlepsch, E. Freiherr von Bibra, George Baron Dyherrn, Louise Ernesti, Ernestine von L. Franz Eugen, I. Grimm, Günther von Freiberg, Ewald August König, E. Lenneck, Max Lindau, Aime Pinkow. Elise Polko, Max Ring, M. v. Schlägel, Arthur Stahl, O. v. Uechtritz u. A.

Ausserdem enthält dieselbe an artistischen Beilagen 60 Original-Moden-Kupfer und 52 Stahlstich-Portraits.

Preis: Mit Modenkupfer und Stahlstichen pro Quartal M. 6. 75. Mit Modenkupfer ohne Stahlstiche pro Quartal M. 5. 25.

Verlag der Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig.



Das
„Berliner Tageblatt"
erscheint **täglich** des Morgens, mit Ausnahme Montags, und ist durch die Expedition **Jerusalemerstr. 48.** sowie durch alle Zeitungs-Spediteure und Post-Anstalten des Reiches zu beziehen.

Redaction: **Jerusalemerstr. 48.**



Der Abonnements-Preis
beträgt inclusive der Donnerstag-Beilage: Der **„Ulk"** und **„Sonntagsblatt"** vierteljährlich 5 Mrk. 25 Pf. incl. Botenlohn, monatl. 1 Mrk. 75 Pf.; durch die Post bezogen 5 Mrk. 25 Pf pr. Quartal.

Inserate
pr. Petit-Zeile 40 Pf.

Berliner Tageblatt.

Die großen Erfolge, welche das **„Berliner Tageblatt"** in so rapider Weise wie kein zweites Blatt in Deutschland erzielt hat, sprechen am deutlichsten für die Gediegenheit des Inhalts. Dasselbe ist nunmehr

Deutschlands gelesenste und verbreitetste Zeitung.

Je größer der Leserkreis einer Zeitung, umsomehr ist dieselbe verpflichtet, und zugleich in der Lage, den weitgehendsten Ansprüchen des Publicums zu genügen. Diesen Standpunkt hat das **„Berliner Tageblatt"** durch die außerordentliche **Reichhaltigkeit** seines Inhalts, bei leicht übersichtlicher Gruppirung, stets gewahrt.

Das illustrirte humoristisch-satirische Wochenblatt:



Illustrirtes Wochenblatt für Humor und Satire.

Wieso und wann das Blatt erscheint.
Täglich wird viel Ulk gemacht,
Donnerstag wird er gebracht.

Wo man auf den Ulk abonniren kann.
Post — Buchhandlungen — Zeitungs-Spediteure
Die rechnen sich's zur ganz besond'ren Ehre.

Familienverhältnisse des Ulk.
Scherenberg, der illustrirt.
Siegmund Haber redigirt.

Preis des Blattes.
Euch kostet dieser Ulk — es ist nicht arg —
Quartaliter zwei und 'ne Viertel Mark.

Entre nous.
Abonnent vom „Tageblatt"
Kriegt ihn gratis, als Rabatt.

Einzelverkauf.
Für fünfundzwanzig Pfenn'ge eine Nummer!
Ob's nicht zu billig, das ist unser Kummer!

hat durch seinen frischen, ungekünstelten Humor, durch die drastische Schlagfertigkeit seines Witzes und durch die meisterhaften **Illustrationen** von **H. Scherenberg** eine große Popularität und Beliebtheit sich zu erwerben gewußt.

Die feuilletonistische Beilage:



redigirt von **Dr. Oscar Blumenthal**, enthält Novelletten, interessante Artikel aus allen Gebieten, Reise- und Culturbilder, Biographien, Humoresken, Mittheilungen aus Hauswirthschaft und Gewerbe, Miscellen &c.

Im täglichen **Feuilleton** des **„Berliner Tageblatt"** erscheinen **Original-Romane** und **Novellen** berühmter Schriftsteller. Ueberhaupt wird diesem Unterhaltungstheile des Blattes die größte Sorgfalt gewidmet und nur der gediegendste und werthvollste Lesestoff ausgewählt.

Abonnements auf das **„Berliner Tageblatt"** nebst der Feuilleton-Beilage **„Sonntagsblatt"** und dem humoristisch-satirischen Wochenblatt **„Ulk"** nehmen alle Postämter pro Quartal entgegen, zum Preise von

nur 5 Mark 25 Pfge. = $1\frac{3}{4}$ Thlr.

für alle drei Blätter zusammen.

Mit der rapiden Zunahme des Leserkreises hat der Umfang des **Inseratentheils** gleichen Schritt gehalten und bietet derselbe ein **reiches Bild** des sich in öffentlichen Anzeigen abspiegelnden Geschäfts- und Verkehrs-Lebens. Der Insertionspreis von **40 Pfge.** pr. Zeile (Arbeitsmarkt 30 Pfg.) ist im Verhältniß zu der großen Verbreitung von

38,000 Exemplaren

wie solche **keine zweite deutsche Zeitung** besitzt, ein sehr billiger zu nennen.

Die Expedition des „Berliner Tageblatt"
48. Jerusalemerstraße 48.

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.